

# Begegnungen



# **Begegnungen**

**Geschichten und Bilder**

**von**

**Willi Arlt**

Geilenkirchen-Lindern

Oktober 2007

© Willi Arlt

**Inhalt:**

Der Boxer

Das erloschene Feuer glüht nach

Zwei Rote zur Nacht

Die Himmelsleiter hält sich bedeckt

Sandra F.

Begegnung in Z

Geschichte

Bild mit Text

Geschichte

Bild mit Text

fiktive Reportage

Geschichte

Titelbild: **Begegnung in Z - Fazit**  
von Willi Arlt

**Begegnungen**

**Schienen die sich zu Gleise formen  
Scheinbar der Unendlichkeit zustreben**

**Und**

**Sich dort vereinen.**

**Doch die nächste, noch nicht sichtbare Weiche**

**Reißt sie auseinander**

**Und**

**Geben Platz für neue Begegnungen**

## Boxer

Verraten, verkauft, verflucht.

Mit diesen bitteren Gedanken wacht er auf. Sein Schädel brummt und einige Minuten haucht er die Schwindelgefühle in seine, zur Schüssel geformten Hände, ohne sie so aus seinem Kopf zu vertreiben.

„Was für ein Kampf, verdammte Scheiße“, spricht er leise zu sich selber. „Ich hatte ihn fast so weit, den ‚big bull‘. Noch eine Runde und der wäre gefallen, wie der Stier in der Arena.“

Doch etwas hatte ihn gehindert, irgendeine verfluchte Sache. Wenn er sich nur erinnern könnte.

Seine Fäuste schlagen gegen die Stirn, als könnten die Schläge die Erinnerung los klopfen.

Dieser Sieg und die Welt hätte den neuen Champion feiern können. Die ganze Woche hatten die Sportseiten nur von ihm berichtet, the german steel, wie die Amerikaner ihn nannten. Es war der Kampf des Jahres: Mario Mores, the german steel gegen Frankie Hearst, The big bull.

Langsam rappelt er sich auf und streckt seine Glieder. Jeder Knochen schmerzt und das Jaulen in seinem Schädel verringert sich auch nicht. Die Trockenheit in seinem Hals verlangt nach Feuchtigkeit, doch das muss noch warten.

„Grace, für dich wollte ich gewinnen, du solltest die Prinzessin an meiner Seite sein. Du mein Mädchen, dann in einem roten Kleid, mit mir auf den Tanzflächen der Welt. Deine reine Haut, die ich so gern nackt im Schnee liegend, sehen würde. Nur die feuerroten Haare, die Kajal umrandeten Augen und der knallrote Mund zeigten dein Gesicht. Ja und das fast schwarze Schamdreieck, das einzige was sich sonst vom Weiß des Schnees abheben würde. Jeder hätte uns beneidet, mich, weil die schönste Frau der Welt an meiner Seite steht und dich, weil der stärkste Arm der Welt dein Leben schützt. Charlie hätte sich pulverisiert in den Weltraum verzogen. Das Geld hätte die Börse dicke reingebracht. Nie wieder hätten wir unsere Füße in seine schmierige Bar gesetzt.“

Mit wackeligen Beinen macht er ein paar schnelle Schritte und seine Fäuste schlagen eine Doublette. Doch zu mehr reicht es heute Morgen nicht. Er lässt die Arme sinken und schüttelt sie aus.

„Da ist immer noch Dampf drin und es wird eine Revanche geben und dann heißt der Champion, german steel.“

Umständlich kramt er seine Sachen zusammen.

„Ich sollte mir einen anderen Trainer nehmen. Will ist nicht mehr gut genug. Für den ist die Welt zu groß, da muss einer her, der sich in Amerika auskennt.“

Der Druck in seiner Blase verlangt nach Erleichterung und schlurfend macht er sich auf den Weg.

„He, ruft einer der Männer in den orangefarbenen Anzügen, deinen Aldi – Container nimmst du aber mit und die Zeitungen bleiben auch nicht hier so liegen.“

„Franz, sieh mal, hier ist ein Blatt, das ist zwanzig Jahre alt. German steel gegen big bull, ha, kann mich dran erinnern. War ein Mordsspektakel. Da hat der Ami den Mario Mores in die Hölle geschickt.“

## **Das erloschene Feuer glüht nach**



**Kalt und dunkel liegt der Ofen,  
rußgeschwärzt die Esse.  
Fast vergessen, zur Ruine verfallen.  
Und doch glüht das Feuer der früheren Jahre  
im Licht der Lampe nach,  
wie das Funkeln in den Augen des Greises,  
dessen Herz sich in der Erinnerung entfaltet  
und die Jugend für einen Augenblick zurückbringt.  
Und es zeigen sich die Farben der Glut,  
die schon lange erloschen.**

## Zwei Rote zur Nacht

Leicht streicht der Wind über die Wellen, die kurz darauf an den Strand spülen, der sich seitlich des Hafens bis zu den Klippen hinzieht. Die Sonne malt rote Schlieren in das Azur des Meeres. Der Sand ist noch ganz aufgewühlt von den vielen Füßen, die in der Erwartung der Fischer, ihre Spuren hinein gekratzt haben.

Von ihrer Bank aus, auf der Paulo und Philippe ihre Tage verbringen, können sie die salzige Luft des Meeres riechen, die ihr Leben immer schon gewürzt hat. Das Kreischen der Möwen ist ihr Lied aus vergangenen Zeiten und das Spiel der Wellen ihr Zeitvertreib. Ihre knochigen, vom Salz des Meeres gegerbten Hände stützen sich auf Stöcke, die sich wie Dornen in die sandige Erde bohren.

Wie jeden Tag begrüßten sie die aufgehende Sonne, die sich erst mühsam über die östlichen Berge kämpfen musste, um mit ihrem ersten Licht die Fischer beim Auslaufen zu beleuchten. Früher waren sie mit dabei, doch heute haben sie die Arbeiten auf ihre Söhne und Neffen verteilt. Es war ihr Leben gewesen, am frühen Morgen auslaufen, den Tag auf dem so vertrauten Meer, das sie so oft auf die Probe stellte.

War die See stürmisch, standen die Frauen am Strand und keine wendete den Blick ab, in Furcht, sie könnte die Spitze des Krans verpassen, der die Ankunft der Männer anzeigte, bevor das ganze Schiff aus dem Horizont auftauchte.

An so manchem Tag musste eine oder mehrere Frauen nach Hause begleitet werden, da ihre Hoffnungen auf dem Meer zurückblieben. Die glücklicheren Frauen weinten mit ihnen und halfen ihnen durch die erste, schlimmste Nacht. Am nächsten Morgen legten sie der Unglücklichen das schwarze Tuch um, das jede von ihnen, sorgsam behütet, in der Schublade aufbewahrte und hoffentlich nie brauchen würde. Zusammen besuchten sie dann die Messe in San Marco, wo jede eine Kerze anzündete. Doch am nächsten Tag ging das Leben weiter.

Donna Anna, Paulos Frau, hält es mit dem Tuch genauso, wie alle anderen. Ab und zu nimmt sie es zur Hand und wünscht sich, dass es an eine der Enkelkinder weitergereicht wird, wie es immer geschieht, wenn die Frau vor dem Mann stirbt. Doch ans Sterben zu denken ist noch keine Zeit. Die Enkelkinder haben immer Hunger und Umberto, ihr Sohn liebt es, in ein sauberes Haus zukommen, wenn die Fische an die Händler verkauft wurden und Maria ihren Fabrikgeruch in den Abfluss geduscht hat.

Ihr Mann, Paulo, dagegen fühlt schon am Morgen, noch vor dem Aufstehen seinen Puls, als könne er ihm in der Nacht abhanden gekommen sein. Erst dann schleift er sich ins Bad, um seine morgendliche Wäsche zu verrichten. Bevor er sich dann zum Hafen begibt, legt er sich dieses neumodische Gerät um den Arm und er glaubt, er misst damit sein Leben. Erst wenn alle Werte keine Auffälligkeiten haben, schlurft er los. In den letzten fünf Jahren ist er nur zwei Mal daheim geblieben.

Jedes seiner als Monolog geführten Gespräche mit Philippe handeln dann von Krankheiten. Der andere sitzt daneben. *"Hm, Hm oder ja, ja,"* sind seine einzigen Antworten. Auf den Booten nannten sie ihn nur den ‚Stummen‘ und der Name hatte ihm gefallen.

*„Philippe, die Nacht war eine der schlimmsten der letzten Zeit. Das verdammte Herz zerschlägt mir die Rippen. Donna Anna sollte schon mal ihr Tuch zu Recht machen, ich glaube, sie braucht es bald.“*

Der Angesprochene rührt sich nicht, er sieht nur kurz zu Paulo rüber, keine seiner Mienen drückt Mitleid aus.

*„Die halbe Nacht lag ich wach. Jedes Zittern in den Schlägen ließ mich erschrecken. Und nach dem Aufstehen wurde es nicht besser.“*

Mit kurzen Unterbrechungen stört er mit seinem Lamento die Abendruhe. Plötzlich geht ein Zittern durch den Körper des Banknachbarn. Er reißt den Stock aus dem Boden und schlägt zweimal auf den Boden und wirft ihn neben sich. Mit einem Ruck packt er Paulo an den Schultern und dreht ihn zu sich herum. In seinen Augen funkeln Sätze, die sich über den Mund Freiheit verschaffen.

*„Paulo, wir sind beide weit über siebzig. In der Schule schon haben wir zusammen die Bank gedrückt, genau wie die karge Bank auf dem Boot. Und heute sitzen wir hier und beobachten die Sonne in ihrem Untergang. Unser Leben war hart und unsere Hände künden davon. Die Kälte des Morgens und des Meeres trieben das gottverdammte Rheuma in unsere Knochen, doch wir sitzen noch hier, nicht wie Mikele, Luca, der schöne Giò und all die anderen, die wir auf dem Meer zurückließen.“*

*Sieh dich an. Du hast wunderbare Kinder gezeugt und sie mit Donna Annas Hilfe zu guten Menschen erzogen, die das fortsetzen, was wir angefangen haben. Und alle haben dir Enkel geschenkt. Denk an den kleinen Toni, jedes Mal, wenn Maria mit ihm hier vorbeikommt, wärmt er dir das Herz, in dem er dich an lächelt. Allen hast du zu ein wenig Wohlstand verholfen.“*

*„Was willst du mir sagen?“* Paulo ist über die Fülle der Wörter aus dem Mund seines Freundes überrascht.

*„Ich will dir sagen, dass es jeden Augenblick vorbei sein kann, bei dir, wie auch bei mir. Wir haben unser Leben gelebt und zwar gut. Gott wird mit uns zufrieden sein, wenn wir vor seiner Tür stehen. Doch noch sind wir hier und das ist gut so. Ich freue mich an jedem Tag, den ich hier neben dir sitze. Erfreue mich an der warmen Sonne des Frühlings und auch an die abends einziehende Kühle im Sommer. Zuhause warten Martina und die Kinder. Was will ich mehr vom Leben. Und wenn es vorbei ist, sitze ich dort oben und betrachte mit Vergnügen wie es hier unten weitergeht.“*

*„Bei mir ist es doch auch so.“*

*„Nein, du kennst nur deine Krankheit und statt dich über jeden Tag zu freuen, zählst du deine Herzschläge.“*

Die Sonne ist nun ganz in den Wogen des Meeres verschwunden. Nur ein heller Streifen am Horizont hinterlässt das Versprechen auf einen neuen Tag.

Philippe nimmt seinen Stock und hievt seinen verschlissenen Körper in die Höhe. Dann hilft er Paulo, in dem er ihm die Hand reicht. Gemeinsam, wie jeden Abend schlurften sie zu Giulietta, die an der Hauptstrasse ihr kleines Cafe hat. Dort setzen sie sich an ihren Tisch und nehmen noch zwei Rote zur Nacht.

Philippe sitzt schon eine Weile auf seinem Platz am Hafen. Er wundert sich, dass sein Freund noch nicht da ist. Sonst ist der eher hier, da die Gedanken der Nacht ihm wieder den Schlaf raubten.

Es dauert eine ganze Weile, die Fischer haben ihre Boote schon fürs Auslaufen bereit gemacht, da kommt Paulo, auf seinen Stock gestützt, an.

*„Ich war noch in San Marco.“*

Philippe sieht ihn erstaunt an.

*„Eine Kerze hab ich angezündet und meinem Herzen gesagt, es soll ruhig schlagen, wie es will. So lange es noch schlägt, lebe ich noch. Und wenn es dann eines Tages vorbei ist, sitze ich mit dir zusammen auf der Wolke.“*

Der Freund gibt nur ein zustimmendes Brummen von sich.

*„In der Nacht bin ich wach geworden und stell dir vor, ich hab die Geräusche in unserem Haus gehört. Das Schnarchen von Umberto und Toni hat im Schlaf gesprochen, ich hab es nicht verstanden, doch ich glaube es war ‚Opa‘ dabei.“*

Es wird ein ruhiger Tag. Nur hin und wieder spricht Paulo.

*„Weißt du noch Philippe, die Hochzeit von Umberto. Es war eine der schönsten Hochzeiten, die ich miterlebt habe. Und dann die Geburt von Sandro. Mensch waren wir betrunken. Donna Anna hat geschimpft wie ein Neapolitanischer Pizzabäcker, dem man eine Pizza reklamiert hat.“*

Nachdem die Sonne hinter dem Horizont verschwunden ist, gehen sie zu Giulietta und trinken ihren Roten.

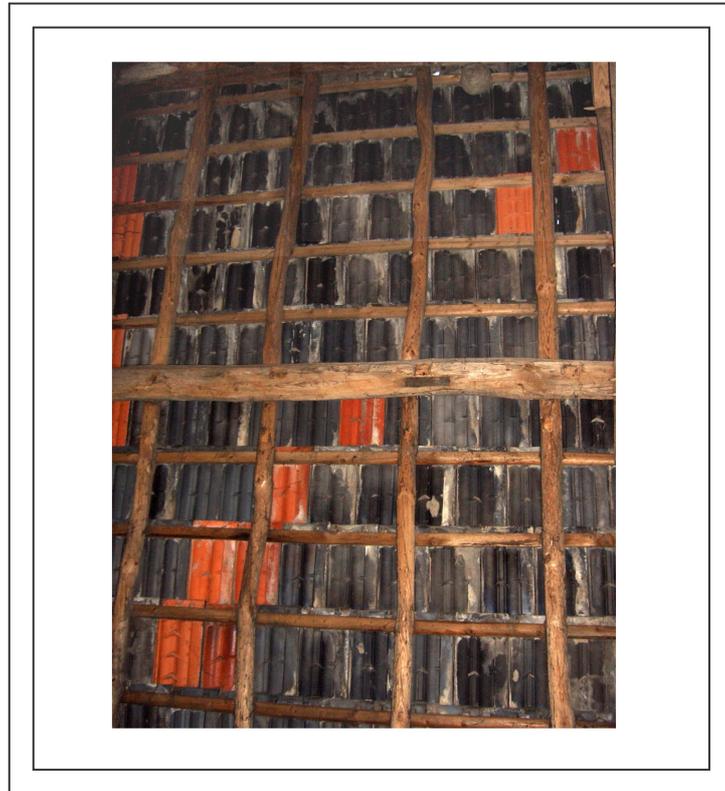
Zuhause überrascht Paulo Donna Anna, in dem er sie in den Arm nimmt und richtig küsst und nicht wie sonst nur mit den Lippen über ihre Stirn streicht.

*„Was ist los mit dir, Paulo?“*

*„Anna, meine Liebe, es war ein herrlicher Tag.“*

Lächelnd setzt er sich in seinen Sessel und erzählt Toni, der sich auf seinen Schoss gestohlen hat, von seinen Erlebnissen auf dem Meer.

## Die Himmelsleiter hält sich bedeckt



**Doch die Wünsche, Bitten und Hoffnungen,  
verdunstet aus den schrumpfenden Herzen,  
durchdringen die Lücken,  
Steigen empor, Erlösung suchend,  
wo diese doch nur im Innern sich findet.  
Die Sensoren verdeckt,  
von anerzogenen Ängsten,  
die sich unter dem Dach verdichten  
und den Atem blockieren.**

## **Sandra F. (fiktive Reportage)**

Zunehmende Intoleranz zwischen Jugendlichen verschiedener Kulturkreise und wie die erwachsene Bevölkerung damit umgeht, kann man gut am Beispiel des Dortmunder Vororts Jakobshütte sehen. Dort wäre es beinahe zu einem folgenreichen Zwischenfall gekommen, wenn nicht ein engagierter Mann die Belange seiner Familie mit in seine tolerante Lebensweise einbezogen hätte.

Franz F. lebt mit seinen Kindern Sandra (17) und Andi (19) in einer Sozialwohnung am Rande von Dortmund in Jakobshütte. In dem Vorort wurden in den 70er Jahren große Wohnblocks gebaut, die sich an eine alte Stahlarbeitersiedlung anschließen. Die Häuser sind schmutzig und brauchen dringend eine Renovierung und Erneuerung. Doch sind die Mieten dort recht niedrig und auch für Kleinverdiener, Arbeitslose und Rentner finanzierbar. Die Siedlungshäuser sind ebenso baufällig und heruntergekommen, doch sind sie von einem großen Grundstück umgeben. Doch der Hauptmakel ist die teure Miete. So haben sich im Laufe der Zeit ausländische Arbeiter der nahe gelegenen Eisenhütte hier mit ihren Familien niedergelassen. Diese Menschen stört die schäbige Bausubstanz nicht und sie benötigen das Grundstück um dort Gärten anzulegen und Gemüse anzubauen oder Kleintiere zu halten. Da die Männer im Werk die schwerste, schmutzigste und gefährlichste Arbeit verrichten, verdienen sie auch eine Menge Geld und können so die überhöhte Miete bezahlen. Doch hat sich so mit der Zeit ein richtiges Ghetto gebildet, das von den deutschen Nachbarn gemieden wird. Diese haben Angst vor der fremden Kultur, die sich dort nebenan ausbreitet. Auch wenn viele ebenfalls in der Fabrik arbeiten und mit den fremden Menschen zusammenarbeiten, so strahlt dies jedoch nicht auf das Privatleben aus. Die Gruppen gehen ihre eigenen Wege.

Die Jugendlichen der Wohngegend unterteilen sich in zwei Kategorien. Die einen halten sich neutral gegenüber der gegensätzlichen Kultur und legen ihre Kontakte in die Innenstadt. Doch die zweite Gruppe verteidigt ihren Lebensraum gegen die erdachte Feindseligkeit der Gegenseite. Dabei unterteilt sich die zweite Gruppe in ausländische, meist türkische, und deutsche Jugendbanden. Spricht man die Mitglieder dieser Gangs einzeln auf die Gegenseite an, wissen sie nur Allgemeinplätze von sich zu geben, die sie von reißerischen Reden ihrer Meinungsmacher kennen. Sie bilden sich keine eigene Meinung zu diesem Thema, denn sie haben genug mit ihrem eigenen Leben zu tun, das sie nicht so recht auf eine Linie bekommen. Dazu sind die Lebensumstände zu schlecht. Noch dramatischer wurde dieser Konflikt in den letzten Jahren, als noch eine neue Gruppe hinzukam, russische Aussiedlerfamilien. Diese nahmen ganze Wohnblocks in Beschlag und brachten wieder eine andere, fremde Kultur in das Wohngebiet. Auch dort bildeten die Jugendlichen eigene Banden, welche die Konflikte vergrößerten. So gerieten die deutschen Banden zwischen die Fronten. Auch waren sie plötzlich in der Unterzahl und konnten sich nur durch immer größer werdende Brutalität behaupten. So war schnell der Nährboden für einen gewalttätigen Rechtsradikalismus geschaffen, dem sich immer mehr deutsche Jugendliche anschlossen.

Andi F. hat sich zunächst geweigert dieser Gruppierung anzuschließen. Von zu Hause war er Toleranz gewohnt, die sein Vater, ein gestandener Sozialist, predigte. Doch seit vor einem Jahr die Mutter verstorben war, musste der Mann sich alleine um die Familie kümmern und war damit überfordert. So blieb ihm verborgen, dass der Junge seiner Hand entglitt. Es gab keine Diskussionen mehr am Abendtisch, bei der auch der Meinungsumschwung des Jugendlichen aufgefallen wäre. Der trieb sich immer öfter bis in den späten Abend in der Gegend rum. Als er an einem solchen versehentlich in das Revier der „schwarzen Panther“, wie sich die Bande der orientalischen Jugendlichen nennt, kam, wurde er von diesen angegriffen. Nur mit Mühe und Not konnte er seine Haut retten. Nur einige kleinere Blessuren hatte er davon getragen, doch war seine Seele schlimmer verletzt. So hatte er sich dem

Rechtsradikalismus verschrieben. Seinem Äußeren sah man diesen Sinneswandel nicht an, da er sich zu Hause nicht outete und seinen Vater nicht verletzen wollte. Auch hätte Sandra, deren Zuneigung ihm wichtig war, diese Gesinnung nicht verstanden. Innerhalb der eigenen Wohnung war so keine Rede von Extremismus oder Feindschaft gegenüber den anderen Gruppen.

Diese Harmonie wurde dann abrupt gestört, als Sandra bei einem der seltenen gemeinsamen Abendessen, erzählte, dass sie seit kurzer Zeit einen Freund hat. Dieser Umstand alleine löste bei ihrem Bruder Betroffenheit aus, er war nicht mehr alleine in ihrer Gunst. Doch das hätte er noch verziehen, da er sich darüber im Klaren war, dass es so mit der Zeit käme, immerhin war Sandra ja schon siebzehn Jahre alt. Doch als der Vater fragte, wer denn der Glückliche sei und sie ihm erzählte, dass es ein Junge aus der „Türkensiedlung“, wie das Wohngebiet von allen genannt wird, war, brach für Andi eine Welt zusammen. Seine geliebte Schwester paktierte mit dem Feind. Ohne ein Wort zu sagen, zog er sich auf sein Zimmer zurück. In den nächsten Tagen vermied er jeden Kontakt zu seiner Schwester, was sogar seinem Vater auffiel, der seinen Sohn vorsichtig beobachtete, nachdem ihm dessen Reaktion auf die Eröffnung Sandras aufgefallen war. Dabei wurde ihm klar, dass er im Leben des Jungen kaum noch die Richtung angeben konnte, er entglitt ihm. So leicht wollte er aber nicht aufgeben. In einem Gespräch mit einem Freund, wurde ihm bewusst, dass er sich seit dem Tod seiner Frau nur auf sich selber konzentrierte und durch sein Selbstmitleid den Kontakt zur Außenwelt verloren hatte. Diesen Mantel hatte die überdeutliche Reaktion des Sohnes durchbrochen. Der Mann hatte wieder Augen für seine Umgebung und vor allem für seine Kinder.

Andi hatte unterdessen Pläne geschmiedet, wie er seine Schwester aus den Händen dieses Fremdlings befreien konnte. Er hatte sich einem Freund, Werner P. (29), aus der Kampftruppe „Deutscher Stahl“, der er seit seinem Überfall angehörte, anvertraut. Dieser, ein brutaler, gewissenloser Mann, der schon einige Propagandaseminare und viele gewalttätige Demonstrationen einer rechtsradikalen Partei besucht hatte, gab ihm den Rat, diese Freundschaft seiner Schwester gewaltsam zu zerstören. Dabei sei wichtig, den Feind nicht nur zu besiegen, sondern auch noch ihn und sein Umfeld schlecht zu machen, damit eine solche Situation nicht noch mal entstehen konnte. Also kam man überein, den Freund Sandras als Drogendealer zu brandmarken und auch dessen Umfeld damit in Zusammenhang zu bringen. Doch sollte auch eine direkte Strafe verabreicht werden, in Form einer tüchtigen Tracht Prügel.

Die Vorbereitungen dauerten einige Tage und je mehr er über die Aktion nachdachte, desto bestärkter wurde er in seinem Glauben an die Richtigkeit. Als Sandra dann eines Tages ihren Freund, Mustafa Ü. (18), mit nach Hause brachte und ihn der Familie vorstellte, verließ Andi fluchtartig die Wohnung. Er hatte sich sein Erspartes von der Bank geholt und fuhr damit in die Innenstadt. Dort kannte er eine Adresse, bei der er sich eine Schusswaffe besorgen konnte. Auch kaufte er am Bahnhof eine größere Menge Rauschgift bei einem umherstreunenden Dealer. Mit den gekauften Sachen fuhr er dann wieder nach Hause und versteckte sie an einem sicheren Platz. Dann konzentrierte er sich ganz auf die Ausübung seines Plans.

Sein Vater war inzwischen ganz unruhig, da ihm der Grund von Andis Betroffenheit Sorgen machte. Er war inzwischen hinter die Abendlichen Aktivitäten seines Sohnes gekommen und wusste um die Mitgliedschaft bei den Skinheads. Entgegen seiner Neigung, durchsuchte er heimlich das Zimmer des Jungen und war so auf diverse Hetzblätter gestoßen. Nun war ihm auch dessen Reaktion auf Sandras Freundschaft klar. Diese wollte er jedoch nicht so einfach hinnehmen und schon gar nicht tolerieren. Er setzte sich zum Ziel, seinen Sohn aus die Hände des Radikalismus zu reißen. Unauffällig beobachtete er das Treiben des Jungen. Doch packte ihn das Grauen, als er zufällig von einem Bekannten, der bei der Bank arbeitete, erfuhr, dass Andi sein Konto geplündert hatte. Er stellte den Jungen zur Rede,

bekam jedoch keine Antwort, nur einen befremdeten Blick, der seine Sorgen noch vergrößerte. Von nun an stellte er alle anderen Aufgaben in den Hintergrund und beschattete seinen Sohn regelrecht. So konnte er ein Gespräch belauschen, dass Andi mit Werner P. führte. In diesem wurde der Plan erörtert, wie sie Mustafa Ü. zu einem abgelegenen Ort locken wollten und dort ihre Strafe vollziehen wollten. Alle Einzelheiten wurden besprochen und Franz F. wurde klar, dass sein Sohn von dem Anderen zu etwas getrieben wurde, was dieser dann ganz allein ausbaden musste. Es blieb keine Zeit irgendwelche Gegenmaßnahmen zu treffen, also entschloss Franz F. die Polizei einzuschalten. Er vertraute sich einem Bekannten an, der bei der Kripo in Dortmund war. Dieser meinte, dass man seinen Sohn nicht unbedingt schonen könnte bei einem Eingreifen, und dass auch eine Gefahr damit verbunden war, wenn es zu handgreiflichen Aktionen käme. Franz F. hatte jedoch keine andere Wahl, er musste seinen Sohn aus dieser Situation retten, auch wenn dieser Nachteile dadurch hätte. Auch war das Leben von Mustafa Ü. in Gefahr. Also beschloss man die Racheaktion Andis zu stören.

Am Abend legten sich einige Beamte der Kripo auf die Lauer. Mustafa Ü. wurde gewarnt und gegen einen ähnlich aussehenden, türkischen Mitarbeiter der Polizei ersetzt. Franz F. verfolgte seinen Sohn, nachdem dieser die Wohnung verlassen hatte. Er beobachtete wie dieser zu seinem Versteck ging um die Utensilien zu holen. Dass eine Waffe dabei war, konnte er nicht erkennen. Dann folgte er ihm auf dem Weg zu seinem Komplizen. Dieser hatte einen Baseballschläger unter seiner Jacke, wie der Mann von seinem Versteck aus bemerkte. Dann gingen die zwei zu dem alten Bahngelände, das ein Stück abseits an der alten Bahntrasse lag. Kurz bevor sie dort ankamen, holte Andis Begleiter den Holzknüppel raus und reichte ihn dem Jungen. Dann setzte er sich seitlich ab und verschwand. Andi stand ratlos einige Sekunden da und wusste nicht was er tun sollte. Er hatte gedacht, wie er später bei seiner Vernehmung aussagte, sein Freund würde mitmachen. Doch nun auf sich alleine gestellt, hatte er doch Angst bekommen. Doch dann dachte er an seine Schwester und machte sich auf den Weg. Im Schatten sah er seinen Kontrahenten stehen. Entschlossen, ihm eine Abreibung zu verpassen, warf er den Knüppel weg und zog stattdessen die Pistole. Wie sich später herausstellte, war diese gar nicht funktionstüchtig, doch gab sie dem Jungen Selbstvertrauen. Zielstrebig ging er auf sein potentiell Opfer zu. Doch sein Vater hatte die Waffe in der Hand bemerkt und wurde von Panik ergriffen. Er trat aus seinem Versteck und lief zu dem Jungen hin. Dieser war jedoch verblendet von seinem Hass und zielte mit der Pistole auf seinen Vater und wollte ihn so wegtreiben, doch dieser ließ sich nicht beirren und trat seinem Sohn entgegen. Da waren auch schon die Polizisten herbeigeeilt und hatten den Unerfahrenen schnell überwältigt. Ohne seinen Vater noch einmal anzusehen, lies sich der Junge abführen. Auch wurde der Komplize, den man ebenfalls überwältigte, abgeführt.

So wurde durch das Beherzte Eingreifen eines Vaters eine irrsinnige Gewalttat verhindert.

Einige Tage später konnten wir ein Interview mit Franz F. führen.

***Herr F. wie geht es Andi?***

Er ist jetzt in psychologischer Behandlung. Ich glaube, er ist auf dem Weg seine dumme Einstellung zu ändern.

***Ist er Ihnen immer noch böse wegen ihres Eingreifens?***

Er will nicht mit mir sprechen, doch sind seine Reaktionen nicht mehr so aggressiv, wenn ich mich bei ihm melde.

***Herr F. Sie sind ein toleranter Mann, wie konnte der Junge Ihren Händen so entgleiten?***

Wir hatten eine schwere Zeit, nachdem meine Frau gestorben war. Ich hatte keine feste Arbeit, sondern immer nur Zeitverträge. Meine ganze Aufmerksamkeit war auf die Jobsuche und den Haushalt beschränkt. Ich dachte die Kinder würden das verstehen. Außerdem hatte der Verlust meiner Frau ein emotionales Loch in mein Leben gerissen. Ich bekam ja mein eigenes Leben kaum in den Griff.

***Und deshalb hatte sich Andi auf die Seite der Rechtsradikalen geschlagen?***

Ich weiß den Grund nicht. Der Psychologe meint, es hätte einen Auslöser gegeben, ein Überfall auf ihn.

***Sie haben nichts davon gewusst?***

Nein. Das es eine Schlägerei gegeben hatte, war nicht zu übersehen, doch gab ich dem keine allzu große Bedeutung. Nur, dass ich den Wandel, der dadurch eingetreten war, nicht bemerkt habe, dafür gebe ich mir die Schuld. Sandra hatte mich darauf aufmerksam gemacht, doch ich habe nicht reagiert. Ohne meine persönlichen Probleme wäre es wahrscheinlich nicht so gekommen.

***Wie haben sie denn auf die Erklärung des Mädchens, einen ausländischen Freund zu haben, reagiert?***

Einerseits war ich froh, dass meine Tochter einen anderen Ansprechpartner als mich gefunden hatte. Mir war ja bewusst, dass ich sie vernachlässige. Dass es ein Türke war, spielte keine so große Rolle. Ich habe auf der Arbeit immer wieder mit diesen Leuten zu tun. Die sind genau so gut oder schlecht wie die Deutschen. Sicher hab ich über diese Freundschaft nachgedacht, doch war sie erst im Entstehen und ich dachte, sie könnte auch in kurzer Zeit wieder vorbei sein. Doch zu dem Zeitpunkt war ich froh, dass Sandra eine Abwechslung hatte.

***Sie haben also keine Probleme mit der großen Anzahl von Ausländern in ihrer Umgebung?***

Nein. Es gibt ja auch positive Aspekte. Das Leben ist vielfältiger geworden. Die Menschen, die vorher hier wohnten, waren durch ihre schlechten Lebensperspektiven auf sich selbst bezogen und Aggressivität und Gewalt war schon immer ein Problem hier. Doch nun merkt man mehr Lebendigkeit auf den Straßen. Wenn man ohne Vorbehalte auf die Leute zugeht, kommt auch einiges zurück, auch wenn deren Kultur eine gewisse Distanz schafft. Vielleicht ist die Distanz aber auch unsere Schuld.

***Es gibt aber nicht allzu viele Menschen mit ihrer Einstellung.***

Wie ich schon gesagt habe, die Leute sind durch ihre Lebensumstände geprägt. Da kommt sehr schnell Neid und Missgunst auf. Auch haben viele Ängste vor dem Fremden.

***Wie stehen sie denn zu dem ständig wachsenden Rechtsradikalismus, dem man ja hier auch auf Schritt und Tritt begegnet?***

Das hat auch seine vorgenannten Gründe. Die erzählen den dummen Jungen spannende Geschichten und die glauben es, da sie noch nicht reif genug sind eine eigene Meinung zu bilden. Ich kenne einige hier, die eifrige Anhänger waren, doch dann mit zunehmendem Alter davon abgingen und teilweise dagegen ankämpften. Es ist ein Jugendproblem.

***Herr F. wie geht es jetzt weiter mit Andi?***

Er wird noch einige Zeit an seiner Dummheit zu knabbern haben. Immerhin hatte er eine Waffe bei sich und war zur Gewalt entschlossen. Doch haben die Leute von der Polizei mir gesagt, dass es nicht ganz so schlimm kommen wird. Ich bin froh, dass er nun in medizinischer Betreuung ist. Über einen Bekannten hab ich eine Ausbildungsstelle für den Jungen gefunden, weit außerhalb der Stadt. Ich hoffe, dass so alles wieder ins Lot kommt.

***Eine letzte Frage noch, Herr F., was macht Sandra?***

Die Freundschaft mit Mustafa ist zerbrochen, doch hat sie einen neuen Freund, dessen Lebenseinstellung mir gefällt. Ich glaube nicht, dass bei dem Mädchen etwas zurückbleibt.

Vergangenheit geht schwanger mit der Zukunft  
Nabelschnur ist das Heute  
Geburt vernichtet das Heute  
Zukunft existiert mit der Erinnerung an Vergangenes

## Begegnung in Z

Aus toten Augen blickt die Stadt auf den Staub, der, aufgewirbelt von den Herolden des aufziehenden Unwetters, die Sicht beschränkt, auf die Sünden, die vor der eigenen Tür liegen. Mit zerschlissenem Besen aus die Stuben auf die Straße befördert, wo sie Interessierten zum Gebrauch liegen. Dunkel liegt der Himmel über den geduckt stehenden Häusern. Schmutzig graue Zirren strecken ihre Krallen gegen das schmale, helle Band, das die Grenze zwischen oben und unten zeichnet.

Schemen gleich, die mitternächtlich durch die Büsche des Friedhofes geistern, huschen einzelne Gestalten von Haus zu Haus.

An einer Ecke, einem kleinen Platz an der Hauptstraße, hockt eine Gestalt auf einer flechten bewachsenen Steinbank. Die knorrigen Finger streichen fahrig über das schlecht rasierte Kinn. Die getrüben Linsen seiner Augen betrachten den Film, der hinter seiner Stirn gespielt wird.

„Da sitzt du nun, du alter Narr. Dein Leben lang warst du bestrebt, nichts zu suchen, sondern auf dich zu kommen zu lassen. Und jetzt, den Tod vor Augen, treibt es dich in diese gottverlassene Stadt.“

Mühsam erhebt sich der Mann und klopft sich den Staub von der Sitzfläche seines alten Trenchcoats. Mühsam kämpfen sich seine Augen die Strasse entlang bis zum Horizont, bevor sie die Häuser, die wie zittrige Zeilen den Weg markieren, taxieren.

„Irgendwo musst du sein“, flüstern seine Lippen tonlos. „Wie oft war ich dir schon nahe, doch heute entscheidet es sich. Du entkommst mir nicht.“

Langsam setzen sich die steifen Beine in Bewegung. Doch mit jedem Schritt, werden sie freier. Entschlossenheit hat sich in die Blutbahn ergossen und belebt alle Teile des verbrauchten Körpers. Der Wille streckt den Körper, um mit erhobenem Blick auch die Obergeschosse der Häuser zu betrachten.

„In einem werde ich dich finden. Ich weiß, du wartest auch auf mich. Wir haben noch eine Rechnung offen und die wird heute bezahlt.“

Jedes Fenster, jeder Eingang wird genau ins Auge genommen. Zeit ist das einzige, das ihm noch geblieben ist und davon nimmt er sich nun genug, um kein Zeichen zu übersehen. Nicht, dass er unvermögend ist, doch in seiner jetzigen Situation ist Geld so wertvoll, wie der Staub der Straße. Das Geschwür in seinem Körper relativiert die Ansprüche. Es frisst sich wie ein Wurm durch seinen hölzernen Leib. Doch damit hat er sich abgefunden, sogar etwas angefreundet. Er kann sich auf diesen Feind verlassen und der lässt ihn nicht allein. Es ist gut, wenn man irgendjemanden oder irgendetwas für alles Verantwortlich machen kann, das man selber verursacht hat. Das hat ihm immer gefallen an seiner Stellung im Leben, es fand sich immer jemand, der seine Sünden auf sich genommen hat und er hat demjenigen dann die Absolution erteilt. Doch nun ist er allein, mit seinem Geschwür, das ihm den Weg in die Hölle bereitet. Unreligiös, hat er nur verschwommene Bilder hinter seinem Auge, für das, was ihn erwartet, wenn die Krankheit seine letzten Nervenbahnen zwischen Körper und Geist gekappt hat und die Seele freigibt.

Doch die eine, letzte Pflicht streckt ihn noch einmal. Er muss und er wird ihn finden.

In Gedanken spielt seine rechte Hand in der Tasche des Mantels mit dem Metallding, das ihm die Hälfte seines Lebens ein Gefühl von Sicherheit gegeben hatte.

Mühsam schlendert er die Straße entlang. Nach einigen Metern bemerkt er, dass ihn auf der gegenüber liegenden Seite ein Mann begleitet. Auch der sucht etwas, zu erkennen an seinem angespannten Blick, der, wie er, die Häuserzeilen scannt. Einem Spiegelbild gleich bewegen sich die zwei alten Männer vorwärts. Nun haben sie den jeweils anderen in ihre Beobachtung eingeschlossen.

Die Hauptstraße wird quer geteilt, von einer schäbigen Nebenstraße, die, einer scharfgen, verrotteten Klinge gleich, ein verwittertes Tau durchschneidet. An einer Ecke weist ein halbblindes Transparent auf ein Cafe hin. Nur ein einziger Tisch auf dem Gehweg, lädt zum Verweilen ein. Ein schwaches Licht dringt durch der staubbedeckten Fensterscheiben nach draußen auf die Tischplatte und bedeckt diese mit einem schmutzig gelben Tischtuch. Trotz der noch recht frühen Tageszeit, hat das drohende Unwetter das Tageslicht verdrängt. Ermüdet von der intensiven Suche, steuern die beiden Fremden den Ruhepol vor dem kleinen Cafe an. Sie haben keine Wahl, hier draußen ist nur dieser eine Tisch, er muss beiden zusammen genügen. Sie wollen sich die Chance, die Straße im Auge zu behalten, nicht entgehen lassen. Umständlich lassen sie sich jeweils auf einem der zerbrechlich wirkenden Stühle nieder, gefasst, gleich mit diesem zusammen zu brechen. Doch entgegen ihren Befürchtungen hält das Möbel.

„Greif, Dr. Greif“, stellt sich der erste vor und hält dabei seine rechte Hand gegen den Bauch, als könnte er so den Blick auf sein Geschwür bedecken.

„Angenehm, Adler, Dr. Adler“, antwortet der Gegenüber und erhebt sich kurz von seinem Sitz.

Uninteressiert betrachten, beobachten sich die Männer. Sie haben in ihrem langen Leben so viele Menschen kennen gelernt, da macht einer mehr nicht viel aus. Wie oft trafen sie auf Leute, die einen zweiten Blick zu rechtfertigen schienen. Doch dann entpuppten sie sich genau so unbedeutend wie der Rest. Nur ganz wenige waren es wert, sich mit ihnen zu befassen. Und einen von diesen, ja diesen ganz besonderen suchen sie nun, jeder für sich und jeder seinen eigenen, nur in der gleichen Kulisse.

Nach kurzer Zeit bringt die Kellnerin, eine dralle Blondine, welche die Hoffnung auf bessere Zeiten in ihrem Äußeren zur Schau trägt, die bestellten Getränke. Frisur, Kleidung und Schmuck entsprechen nicht dem Ambiente dieser trostlosen Stadt. Wer sie aus die Tür treten sieht, vermutet einen Gang zur Bushaltestelle, um von dort in die pulsierende Welt zu entfliehen. Doch ihre Augen sprechen eine andere Sprache. Es ist Resignation, die sich dort widerspiegelt. Die morgendliche Hoffnung nach dem Aufstehen, lässt sie vor den Spiegel treten und sich stylen. Beobachtet dabei von ihrem Mann, der sie abschätzend taxiert wie ein Reiter, der das beste Pferd der Stadt in seinem Stall weiß.

„Früher wäre dieses blonde Stück Fleisch meins gewesen“, murmelt Greif, während seine gichtigen Finger die klobige Tasse zum Mund führen. Faltig spitzt sich die lederne Oberlippe in den heißen Kaffee. Das belebende Getränk füllt die trüben Augen durch die stechende Hitze, nicht durch das Aroma. Umständlich greift der Alte in die Tasche seines Mantels und holt ein zerknülltes Taschentuch hervor, um die hervorquellenden Tränen zu trocknen.

„Es ist das Einzige, das mit dem Alter besser wird“, wendet er sich nun zu seinem Tischpartner. „Viele Flüssigkeiten fließen besser, Tränen, Nasenschleim und Wasser in die Beine.“

„Aber die, auf die es ankommt, nicht“, erwidert der Andere mit einer unerwartet sonoren Stimme. „Blut, Hormone, Sperma und Urin.“

„Stimmt leider, die Pisse, läuft nur dann gut, wenn man es nicht brauchen kann.“ Greif lacht ein kurzes trockenes Wiehern, das er gleich mit dem Taschentuch unterdrückt.

„Was suchen sie in dieser verdammten Stadt“, flüstert Adler, nachdem er einen Schluck Tee aus der viel zu dicken Tasse getrunken hat.

„Sieht es so aus als täte ich das?“

„Die Häuser sind es nicht wert, betrachtet zu werden. Wer hier den Blick in deren Richtung dreht, möchte durch die Fassaden sehen.“

„Sie haben Recht. Ich möchte durch die Wände sehen, doch habe ich das noch nicht gelernt. Durch Stirnplatten, das ist mir oft gelungen, zu oft.“

„Ist auch einfach, einfacher als in den eigenen Kopf“, dabei klopft der Alte mit den bleichen Fingerknochen gegen den seinen.

„Dabei interessieren mich die Menschen nicht.“

„Die Menschen sind die Essenz der Welt. Sie beleben das Ego. Leer wäre es überall, so wie hier.“

„Also wie ein bunter Blumenstrauß auf dem Wohnzimmertisch?“ bemerkt Greif verächtlich.

„Nein, bei Blumen ist es gleich, wenn sie verwelken, wirft man sie weg.“

„Menschleben werden auch einfach weggeworfen. Wo ist der Unterschied, ob in Afrika, Asien oder hier gleich um die Ecke ein Mensch krepirt? Es ist nicht unser Lebenszweck, sich um andere zu kümmern, die leben ihr eigenes Leben.“

„Der Lebenszweck ist die Kultur. Es ist das, was ich von mir weitergebe, was ich mit den anderen teile. Nicht das Materielle, sondern das Ideelle.“

„Pah!“ mit wegwerfender Gestik wendet sich Greif ab. „Geld war immer die treibende Kraft, die dahinter lag. Nicht die Macht die es schuf, sondern die Freiheit die es verlieh.“

Adler lehnt sich mühsam zurück. Doch sein Blick bleibt auf dem knöchernen Kopf des Gegenübers haften. Unwillkürlich fällt ihm die Allegorie zwischen Namen und Aussehen des Anderen auf. Er sollte nicht Greif sondern Geier heißen, Aasgeier.

„Geld ist nur wichtig“, bemerkt er mit einem abwertenden Unterton, der bei seiner tiefen Stimme scharf durchscheint, „wenn es etwas bewirkt.“

„Hat es immer“, Greif dreht sich wieder dem Gesprächspartner zu und nimmt ihn ins Auge. Wobei der Focus seiner trüben Augen irgendwo hinter diesem zu liegen scheint.

„Nicht für den Selbstzweck, sondern allgemein. Es ist gut, wenn Vermögen Macht verleiht und diese bewirkt, das Streit und Ungerechtigkeit unterbunden werden.“

„Papperlapapp, sie wollen den Friedensnobelpreis. Geld ist Geld und jeder verwendet es auf seine Weise. Wer keins hat, muss sehen, wie er weiterkommt.“

„Aber hier suchen sie keines, oder?“

„Quatsch, ich habe genug, weiß gar nicht genau, wie viel.“

„Leute wie sie“, dabei zeigt Adler mit seinem rechten Zeigefinger auf den anderen.“  
Leute wie sie haben nie genug davon.“

Greif lacht ein hölzernes Wiehern. „Sie sind so verbohr. Geld gibt die Freiheit, doch mehr Geld bedeutet nicht automatisch mehr Freiheit. Einmal ist es ausgereizt und diesen Punkt hab ich schon lange erreicht. Aber lassen wir das, mit ihnen rede ich nicht über Geld. Doch sie wollten mir noch sagen was sie hier suchen.“

„Ich bin das ganze Leben auf der Suche gewesen.“

„Und, haben sie etwas gefunden?“

„Viel, zu viel manchmal. Doch was suchen sie hier?“

„Ich bin auf der Suche nach meinem eigenen Anfang.“

„Und der liegt hier?“

„Nicht ganz, es hängt mit einem Menschen zusammen, der hier ist. Ich muss ihn treffen. Der Kreis muss sich schließen.“

„Auch ich suche einen Menschen, ähnlich wie sie. Ich möchte von ihm die Absolution für mein Leben einfordern. Er hat mich geprägt. Nun möchte ich bereit sein, vor den Richter zu treten. Dafür brauche ich sein Gutachten.“ Adlers Stimme hat mit den Sätzen seinen Klang verloren. Es klingt, als würde eine Automatenstimme aus seinem Mund reden.

„Richter sagen sie. Hört sich so nach Tod an.“

„Richtig gehört. Meine letzte Aufgabe. Bevor ich meinen verrotteten Leib abstreifen kann.“

„Und dann. Leben nach dem Tod und solche Phrasen, die von den Pfaffen verbreitet werden?“

„Die Pfaffen, wie sie sagen, geben nur gefühlte Werte der Menschen wieder.“

„Blödsinn, wenn dem so wäre, käme viel Scheiß von denen. Was nach meinem Tod kommt, ist mir gleich. Ich glaube an kein Leben danach.“

„Unsere Energie kann nicht vergehen, sie setzt sich fort, in einem anderen Leben, ohne Körper.“

„Hören sie auf, sehen sie sich ihre Energie doch an. Die ist doch schon fast verbraucht, wie ein Brennelement, das zulange im Ofen war. Wir beide sind der Asche näher, als dem Feuer.“

„Nicht die Asche ist die Energie, Energie lebt in Form von Wärme weiter.“

„Und die erkaltet. Ich lebe durch das weiter, was ich geschaffen hab.“

„Geld.“

„Nein, Vermögen. Es hält einige Leute am Leben.“

„Ja, immer die gleiche Brühe, ekelhaft.“

Adler steht mühsam auf und macht einige Schritte auf die Straße und sieht die Häuserzeile entlang. Greif beobachtet den Anderen interessiert.

„Wenn sie ihren Freund suchen, können sie gleich nach meinem Ausschau halten.“

„Es ist also ein Freund“, murmelt Adler, ohne sich zum Redner umzudrehen.

„Na ja, kein richtiger. In meiner Position gibt es so was Überflüssiges nicht. Man kauft sich welche und legt sie wieder ab, wenn sie einen langweilen.“

„Dann haben sie nie welche gehabt. Man kann sie nicht kaufen, genau wie Gesundheit.“

„Erwischt, sie haben Recht, doch die gekauften machen weniger Arbeit.“

„Man kann nicht alle Menschen kaufen.“

„Sie scheinen nie viel Geld gehabt zu haben, sonst wüssten sie, das man fast alles kaufen kann.“

„Ich hatte immer genug und vieles gekauft, doch nie eine Seele.“

„Habe ich auch nicht, immer nur Menschen.“

Aus dem Cafe tritt die Blondine auf den Gehweg und erkundigt nach den Wünschen der zwei alten Männer. Beide winken aber nur ab, worauf sie wieder in das Gebäude tritt. Sie hat keine anderen Gäste und kann nun wieder ihren Träumen nachhängen, die sie einer Lektüre gleich, aus ihrem Geist holen kann. Dabei betrachtet sie die Gäste, die nun beide, nebeneinander auf der Straße stehen und in Gegenrichtung sehen.

„Sehen sie, früher hätte ich vieles dafür gegeben diesen blonden Torso zu besitzen“, seufzt Greif, und sieht zur Kellnerin hinüber. Hinter seiner Stirn spielen sich Erinnerungen ab, die sein ausgelaugtes Blut nicht mehr in Wallung bringen können.

„Torso?“

„Nur der Torso, die Anbauten nicht. Es hätte mich für einige Stunden von der quälenden Last der Wollust befreit. Doch heute brauche ich das zum Glück nicht mehr, es hat sich von alleine erledigt. Haben sie das nie verspürt?“

„Sicher, auch ich hätte Spaß an dieser Frau gehabt, sie sieht ja auch ansprechend aus.“

„Ein Wunder, das man hier so etwas findet und das es uns überhaupt auffällt.“

„Es wäre aber nur um die Wollust gegangen, nicht um den Menschen dahinter.“

„Aha, sie sind auch nur ein Mensch. Ich sah sie schon als Engel, der mich umbiegen will.“

„Sie glauben nicht an ein Jenseits, aber an Engel.“ Verächtlich blickt Adler den anderen von der Seite an.

Greif lächelt nur, wenn man seine Grimasse so nennen kann, die eine Reihe blitzender Zähne sehen lässt, die von der Hand eines Spezialisten restauriert, heller scheinen, als der Mund in dem sie sitzen.

„Kommen sie“, entgegnet er und zieht den anderen am Mantel. „Gehen wir ein paar Meter. Sie suchen rechts, ich links, wenn sie was Auffälliges bemerken, melden sie sich.“

Die zwei Alten schlendern nebenher, die staubige Straße hinunter. Das Unwetter lässt weiter auf sich warten. In der Ferne zeigt Wetterleuchten sein Versteck an, doch hier kommen nur die Ausläufer der Windböen an, die den Schmutz aufwirbeln und neu verteilen. Die Menschen der Stadt, wenn es denn welche gibt, haben sich in ihre Häuser zurückgezogen.

Niemand sieht die Gestalten, die sich durch den Staub schleppen. Sie haben die Tarnfarben der Umgebung angelegt. Ihre Kleidung gleicht dem Schmutz der Strasse und ihre Haut wetteifert mit der Umgebung um Farblosigkeit.

„Wie erkenne ich ihren Freund“, nimmt Adler nach einigen Metern das Wort wieder auf.

„Er ist nicht mein Freund, merken sie sich das bitte.“

„Also Feind, sie wollen sich rächen!“

„Nein, es gab Kontroversen, doch Feind ist falsch.“

„Sie waren verschiedener Meinung?“

„Wenn zwei Menschen zusammen kommen, kommt es zwangsläufig dazu. In welcher Position sie dabei sind, entstammt der Vergangenheit. Jede Kerbe an deiner Waffe erhöht deinen Rang. Manche Kerbe kannst du erkaufen, doch dafür brauchst du Geld.“

„Es zählt kein Rang, jeder Mensch ist gleich zu bewerten.“

„Ha ha“, wiehert Greif sein Lachen. „Also doch Friedenstaube. Sie sind ein Idealist.“

„Was ist gegen Idealismus zu sagen?“

„Nichts, wenn sie es für sich behalten“, winkt Greif ab, doch seine Abscheu ist ihm ins Gesicht geschrieben. „Doch eine Frage, wenn alle Mensch gleich sind, dann auch die in der dritten Welt? Und die Behinderten und Bedürftigen? Wenn dem so wäre, bliebe die Welt auf niedrigem Niveau zurück. Jede Innovation würde verhindert, da die Kraft der Menschheit sich auf die Hilfe für diese beschränken würde.“

„Es geht nicht darum, dass alle Menschen das Gleiche tun oder gleich behandelt werden, sondern dass sie jeder nach seiner Art akzeptiert werden. Sie verdienen Respekt. Man kann von einem Kretin keine hochwertige Arbeit verlangen. Trotzdem ist er durch seine oder trotz seiner bescheidenen Intelligenz ein Teil des Ganzen. So wie die kleine Schraube zur ganzen Maschine beiträgt.“

„Das ist Unsinn. Sie reden wie ein Prediger, der sich seinen Himmel herbei reden will. Des Menschen Wert richtet sich nach seiner Bedeutung, nach seiner Potenz, die es ihm ermöglicht, etwas zu schaffen. Wer nichts schafft, ist nichts wert. Geld schafft Macht, Macht schafft Autorität und Autorität schafft Ansehen, also Rang.“

„Der Mensch ist ein Wert für sich. Man kann ihm den nicht zuweisen, aber auch nicht abnehmen, höchstens ignorieren. Natürlich hat ein Mensch mit hoher produktiver oder kreativer Potenz eine höhere Stellung in der Gesellschaft, in der er lebt. Doch diese Stellung macht keinen Wert aus.“

„Wert ist etwas, das zugesprochen wird. Ein Kunstwerk oder ein Edelstein hat einen hohen Wert, wenn jemand bereit ist viel Geld dafür zu bezahlen. Oder wenn es etwas bewirkt. Was hätte zum Beispiel Öl für einen Wert, wenn es keine Motoren oder Öfen gäbe, die es nutzen. Genauso ist es mit den Menschen. Jemand der keinen Nutzen für die Gesellschaft hat, ist wertlos.“

„Ihre Aussage gilt nur für materielle Dinge. Beim Menschen ist das grundlegend anderes. Wer will denn die Bedeutung einer Person bestimmen. Ein Potentat hat für seine Anhänger eine große Bedeutung, für den Rest der Menschheit zwar auch eine, jedoch eine negative. Das hieße, er hat einen positiven und einen negativen Wert. Das hebt sich also wieder auf. Im Extremfall ist er also eine Null. Und das kann man nun absolut nicht behaupten.“

„Doch, die Zukunft zeigt den Wert. Hat dieser Machthaber mehr negative Punkte, als positive, wird sein abschließender Wert auch negativ sein.“

„In etwa haben sie Recht. Jeder Mensch hat positive und negative Seiten, es macht aus, wie er nachher in der Erinnerung der Menschen bleibt, doch bestimmt das nicht den Wert.“

„Das sind meine Worte von eben. Ich lebe in dem weiter, was ich geschaffen habe. Doch wie ein Mensch im Gedächtnis bleibt, kommt drauf an, wie er an dem jeweiligen Ort gewirkt hat. Große Politiker sind oft überall anerkannt, doch in der eigenen Familie dann eventuell das ebenso große Arschloch.“

„Also ist Wert nicht zu definieren. Dem einen ein Held, dem anderen eine Niete. Die Erfinder der Atombombe wurden in ihrem Land gefeiert, doch nach den Auswirkungen wandelte sich das Bild.“

„Die Zukunft wird ihnen dann wieder einen Kranz binden, da die Abschreckung größere Kriege verhindert hat.“

„Aber nur, wenn sie nicht mehr zur Anwendung kommt.“

„Jedenfalls kann ich heute sagen, dass ich keinen Wert mehr habe. Ich bin alt, krank und zu nichts mehr zu gebrauchen.“

Das kann ich von mir nicht sagen. Auch ich bin gebrechlich, doch meine Sätze sind immer noch in aller Munde. Meine Bücher verkaufen sich gut, meine Meinung ist immer noch gefragt.“

„Also haben sie immer noch einen höheren Wert!“

„Nein, meinen Preis.“

Schweigend schlendern sie nebeneinander her. Jeder hält seine Straßenseite im Auge, hin und wieder geht einer der Alten zu einem Fenster, hinter dem ein leichter Schein die Farbe des Glases in ein schmutziges Gelb färbt. Es gelingt ihnen aber nicht einen Blick nach innen zu werfen. Doch ihre Gedanken kreisen um den jeweiligen Nebenmann. Sie sind so verschieden in ihrem Denken, doch die physischen Gestalten gleichen sich wie ein Ei dem anderen. So laufen sie in einem Zickzack-Kurs durch die Stadt. Nach einiger Zeit stehen sie an einem großen Platz vor der Kirche des Ortes. Interessiert betrachten sie das Gebäude.

„Sehen sie sich die Kirche an. Was für ein monströser Bau für so eine erbärmliche Stadt“, meint Greif verächtlich.

„Nicht die Stadt ist wichtig, sondern das, was der Bau symbolisiert. Für die Menschen hier ist oder war sie das Abbild ihres Gottes.“

„Da hätten sie besser Armenhäuser gebaut, dann wäre es zu etwas nutze gewesen.“

„Das ist es doch geworden, ein Haus für die Armen. Sie finden hier Kraft, ihr karges Leben zu meistern.“

„Ja, Kraft, das war immer eine Sache der Kirchen, egal welcher Religion. Doch ernährt hat sie die Menschen nie, sieht man von den eigenen, bezahlten Kräften mal ab.“

„Wenn man von den materiellen Dingen spricht, vielleicht. Doch das geistige Brot ist zu beachten. Wer das nicht bekommt, vegetiert vor sich hin. Schon in der Bibel war ja von der Speisung der Tausenden die Rede. Ich glaube nicht, das es sich wie geschrieben steht, um Brot und Fisch handelte, sondern, dass es in dem Gleichnis nur auf die geistige Nahrung übertragen wurde.“

„Sie sind also Christ?“

„Das war ich mal, heute habe ich meine eigene Religion.“

„Viele Menschen haben in der heutigen Zeit keine Religion mehr und man kann nicht behaupten, dass sie verkümmern.“

„Wie verkümmern? Körperlich nicht, doch geistig, moralisch schon, wie man vielerorts erkennen kann.“

„Religion und Moral, pah, das ich nicht lache. Je größer die Religionen waren, desto schlimmer die Verbrecher in ihren Reihen.“

„Das liegt nicht an den Institutionen, sondern an den Menschen die dahinter stehen. Und Menschen sind sie, mit all ihren Fehlern. Je weiter sich die Religion von dem weltlichen entfernt, desto moralischer wird sie.“

„Sie wird unbedeutender, da die Menschen den Irrtum bemerkt haben. Diese wurden immer nur betrogen. Diejenigen, die übrig blieben, haben keine weltliche Macht, zu mindest in den zivilisierten Ländern. Da ist es leicht Moral zu predigen.“

„Aber sie ist immer noch vorhanden. Auch wenn sich ihr Bild geändert hat, so spielt sie im Leben der Menschen doch immer noch eine große Rolle. Gerade das macht ja die Zivilisation aus.“

„Ihr Bild wird immer schwächer. Auch wenn das in manchen Gegenden nicht auffällt, da die Schlaglichter auf sie gerichtet sind. Die Religionen sind auf dem absteigenden Ast.“

„Das stimmt nicht. Nur die Wirkung in der Gesellschaft ändert sich. Meistens wird ja das Bild, das sich nach außen zeigt, als Religion empfunden. Und das ist auch die Schwäche. Religion ist etwas Innerliches, das jeder für sich hat.“

„Das sehen die Verantwortlichen aber ganz anders. Jeder, der sich seine eigenen Gedanken macht, gilt als Abtrünniger, manchmal gar als Ketzer.“

„Das ist aber wieder die menschliche Seite. Die Führer möchten ihre Macht und ihren Einfluss nicht verlieren. Den behalten sie nur, wenn sie das Monopol auf die Wahrheit behalten.“

„Wahrheit, was ist das schon, gerade im religiösen Sinn. Dort gibt es vorgefertigte, in Bücher gefasste, die man übernehmen muss oder ausgeschlossen wird. Manchmal muss man gar dafür sterben.“

„Wahrheiten sind nie gleich. Ein und derselbe Satz kann dem einen wahr, dem anderen aber gelogen sein. Darum muss jeder Mensch seine eigene Wahrheit suchen. Er muss sie selbst objektiv hinterfragen, vielleicht sogar öffentlich zur Diskussion stellen.“

„Wer kann sich schon selbst in Zweifel ziehen. Die meisten haben mit ihrem täglichen Leben zu kämpfen, sei es um Nahrung zu bekommen oder im Beruf erfolgreich zu sein. Da bleibt für solche Überlegungen wenig Raum.“

„Und da sind Religionen doch hilfreich, auch wenn sie oft missbraucht werden.“

Die beiden Alten sind einmal um die Kirche herumgelaufen. Nun stehen sie wieder vor der Eingangstür. Adler geht auf diese zu. Greif hält ihn am Ärmel zurück.

„Sie wollen doch nicht etwa da hineingehen?“

„Warum nicht, Kirchen haben mich schon immer interessiert. Nicht das geistliche, sondern der Bau an sich hat mich angelockt. Außerdem finden wir vielleicht unsere Gesuchten hier.“

Greif fängt an zu lachen, doch aus dem Wiehern wird nach kurzer Zeit ein Husten. Das Taschentuch vor dem Mund steht er gebeugt da und hält sich mit der linken Hand den Bauch, als könne er so verhindern, dass sein Geschwür auf den Kirchplatz fällt. Nachdem der Hustenanfall vorbei ist, inspiziert er das Tuch, voller Angst, sein Lebenshauch könnte darin verschwunden sein. Es ist noch zu früh, die Segel zu streichen.

Adler hat seinen neuen Gefährten genau beobachtet. Mitleidig hält er ihm seinen dürren Arm entgegen, um ihm Stütze zu sein.

„Mein Gott, ich dachte schon, sie fallen mir hin.“

„So schnell nicht, ich hab noch was zu erledigen. Kommen sie, ich gehe mit hinein.“

Greif nimmt den klobigen Türgriff in die Hand und drückt ihn runter. Zuerst meint er, sie sei verschlossen, doch mit Adlers Hilfe bekommen sie den Eingang frei. Sofort schlägt ihnen eine kühle Luft entgegen, die sie frösteln lässt. Hier drinnen ist es noch dunkler als draußen. Durch die trüben, eintönigen Fenster fällt nur wenig, des kargen Tageslichts. An einigen Stellen ist es heller, dort befinden sich Kerzen, die schmutzig helle Kreise auf den Boden malen. Die Männer sehen sich um. Sie sind ganz alleine in dem großen Raum. Nach einigen

Schritten stehen sie unter der großen Kuppel. Entgegen seiner Hoffnung, sieht Adler nur wenig Schmuck in dem Gotteshaus. Der Altar ist schlicht und das darüber befindliche Kreuz ist auch einfach gehalten. Die Wände sind kahl. Nicht ein Bild schmückt den Raum. Die Kirche spiegelt die Farblosigkeit der Stadt wider. Ob dies nun vom geringen Licht herrührt, oder ob die Zeit ihre Spuren hinterlassen hat, kann man aus der Mitte des Raumes nicht erkennen. Schnell haben sie sich überzeugt, dass sich die Gesuchten dort nicht aufhalten.

Greif steuert eine der hinteren Bänke an. Sein ausgemergelter Körper verlangt nach einer Rast. Mühsam schiebt er sich in eine Sitzreihe und lässt sich auf die hölzerne Bank fallen. Adler bleibt erst noch eine Weile stehen, nimmt dann aber neben dem anderen Platz.

„Sagen sie mir doch, wen sie suchen“, beginnt Adler, nachdem er seinen Mantel so zu Recht geschoben hat, dass er ihm leidlich Schutz vor der Kälte gibt.

„Das ist meine Sache, es ist mein Leben, das ich hier beenden will.“

„Ach darum geht es, sie suchen keinen Menschen, sondern den Tod.“

„Ja, nein. Zuerst muss ich den Menschen finden. Was dann kommt, ist mir egal“, flüstert Greif.

„So sagen sie mir schon, wer es ist. Ich kenne ihn nicht. Doch sie haben mich neugierig gemacht.“

„Sie erzählen mir ja auch nicht von ihrem“, bemerkt Greif wie ein trotziges Kind.

„Da ist nicht viel. Ein Mensch halt.“

„Bei mir auch. Ein Mensch.“

„Na gut. Ich nenne ihn Y. Der Name tut ja nichts zur Sache. Sie können ihren dann ja X nennen.“

„Ha, X, ein guter Name. X kann für vieles stehen. Ein X markiert etwas, es streicht etwas aus oder es ähnelt einem Kreuz. Ein X für ein U vormachen. Der Name gefällt mir, er passt.“

„Und wer ist X?“

Greif setzt sich zurück und schließt die Augen. Sein Geist steigt in eine Zeitmaschine und führt ihn Jahre zurück. Nur sein Körper und die Stimme bleiben in der Kirche zurück. Es dauert eine Weile, bis er sich orientiert hat, doch dann erscheint der Gesuchte vor seinem inneren Auge. Leise beginnt er mit seiner Geschichte.

Wer er heute ist, kann ich nicht sagen. Ich hab ihn im Krieg kennen gelernt. Es war in Russland. Mit einem Zug kam ich als frischer Unteroffizier an die Front. Auf der Fahrt hatte ich schon so einiges über den Krieg erfahren. Da waren Soldaten, die zurück zu ihrer Einheit fuhren. Sie hatten ihren Urlaub beendet, oder waren von Verletzungen genesen. Die Euphorie, die ich auf der Schule kennen lernte, war bei ihnen verflogen. Niemand äußerte sich abwertend über den Krieg, doch konnte man den Männern ansehen, dass sie nur widerstrebend zurückkamen. Nur einige Heißsporne, wie ich einer war, freuten sich auf den Kampf. Sicher sahen wir während der Fahrt die Wracks ausgebrannter Panzer und anderer Fahrzeuge, doch zum einen konnte man oftmals nicht erkennen, ob es einer der unseren war oder ein feindlicher, andererseits wussten wir von den Materialschlachten, die sich in dem Land abgespielt hatten. Die zerstörten Ortschaften machten uns nicht zu schaffen, es waren ja keine deutschen. Der Russe sollte ruhig bluten, dann verfiel auch dessen Kampfgeist. Solch einen

Unsinn redeten wir damals, teils um uns selber Mut zu machen, aus Unwissenheit oder demagogischer Fehlleitung.

An meinem Bestimmungsort angekommen, musste ich mich bei meinem Vorgesetzten melden. Das war ein noch recht junger Offizier, der mich freundlich, geradezu kameradschaftlich begrüßte. Er zeigte mir sogleich alles, was ich kennen musste.

Um ihm zu imponieren erkundigte ich mich, wann ich denn dem Feind den Garaus machen könnte. Doch der Offizier, ich nenne ihn jetzt X, lachte nur laut. Er fragte, wo ich denn zu sein glaubte. Ich sah ihn wohl mit einem sehr blöden Gesicht an, denn sein Lachen verstärkte sich und er schlug mir mit der Hand auf den Rücken, dass ich erst mal einen Hustenkrampf bekam. Ich kann mich daran noch so gut erinnern, weil ich mich selber so dumm und blamiert vorkam. Meiner Meinung nach waren wir in der Etappe und die Front läge noch weit in der Ferne. Doch, als ob der Russe meine Worte gehört hatte, ging in nicht zu großer Entfernung ein Krachen und Pfeifen los, das mir Angst und Bange wurde. Es war das erste Mal, dass ich Stalinorgeln in Aktion hörte. X stoppte sein Lachen und zog mich schnell in einen Unterstand. Die ersten Worte dort konnte ich nicht verstehen, da die Einschläge der Granaten meine Ohren betäubten. Auch war mir nicht nach Worten, ich hatte große Mühe, meine Hose sauber zu halten. Der Krieg hatte mich urplötzlich vereinnahmt. Und meine Illusionen wurden kurz darauf vernichtet, als ich die ersten Verletzten sah, die von den Einschlägen getroffen und zu den Sanitätern gebracht wurden.

X zeigt zu ihnen hin und bemerkte hasserfüllt: „Sieh sie dir an, das macht der Russe mit uns. Viele Kameraden und gute Freunde hab ich so gesehen. Zerrissene Leiber, fehlende Glieder und dann erst die Augen, die Augen.“ Damit ging X auch schon weg. Ich meinte in seinen Augen Tränen zu sehen, die er zu vertuschen suchte.

In den nächsten Tagen lernte ich X besser kennen. Ich war meist an seiner Seite. Da wurde mir klar, dass es keine Tränen in seinen Augen gibt. Nie mehr hab ich einen tollkühneren Mann kennen gelernt, als ihn. Er war der erste, der aus der Deckung sprang und auf den Feind zulief. Seine Männer folgten ihm blind. Und zu diesen zählte auch ich. Wenn wir im Nahkampf auf Russen trafen, kannte er kein Pardon. So, wie man im Vorbeigehen Grashalme vom Straßenrand reist, so riss er Menschen aus dem Leben, scheinbar gedankenlos. Zu seiner Tollkühnheit gesellte sich ein noch größeres Glück. Nur einen einzigen Streifschuss zog er sich in den Wochen, die wir zusammen waren, zu. Während um ihn herum die Kameraden fielen, stürmte er weiter, bis er bemerkte, dass es kein Weiterkommen gab, ohne den sicheren Tod zu finden. Dann zogen wir uns wieder zurück. Beim Rückzug schleppte er so manchen verletzten Kameraden bis zur Deckung. Dort kümmerte er sich um die Verletzten und sprach uns Mut zu. So ging es, bis ich verletzt wurde und von der Front abreiste.

Greif verstummt und sackt in der Bank noch etwas mehr zusammen. Sein Trenchcoat liegt auf dem Sitz, wie ein alter Sack, aus dem der knochige Kopf des Greisen herauschaut.

Beide sitzen noch eine Weile nebeneinander in der Bank, da steht Adler mühsam auf, klopf den Gefährten auf die Schulter und bittet ihn doch mit raus zu kommen, da es in der Kirche zu kalt sei. Nebeneinander schleichen sie so auf die Straße. Dort setzen sie ihre Suche fort.

Nachdem sie so eine Strecke gegangen sind, hält Greif den anderen an der Schulter zurück und sieht ihm in die Augen.

„Nun sind sie dran, wer ist Y?“

„Lassen sie uns noch etwas gehen, bis wir eine Bank finden.“

„Nein, ich suche nicht weiter. Wir gehen zum Cafe zurück.“

Schweigend machen die zwei sich auf dem Rückweg zum Cafe. Der Platz an dem Tisch ist immer noch frei. Greif macht ein Zeichen zur Kellnerin, die sich jedoch Zeit lässt, die Bestellung zu bringen.

„Nun mal los!“ Greifs trübe Augen bekommen einen leichten Glanz, ob der Neugier, die sich hinter ihnen verbirgt. Auch wenn Leute ihn nicht interessieren, Geschichten hört er wie fast alle Menschen gerne.

Diesmal setzt sich Adler in Positur, um einen Vortrag zu halten. Dieses signalisiert seine gestraffte Körperhaltung. Nun ist er in seinem Element, das war ihm immer das Liebste. Vorträge, die er von einem Podest aus halten sollte, waren ihm verhasst. Doch in einem kleinen Kreis seine Gedanken als Wahrheiten in die Köpfe der Zuhörer zu bohren, war ihm ein Vergnügen. Das waren keine Gesprächsrunden, als die sie vorher gedacht waren. Nur er hatte das Wort geführt, die anderen höchstens Zustimmung bekunden dürfen. Auch wenn er an anderer Stelle Kritik regelrecht einforderte für seine Worte und Taten, so traf das in diesen Runden nicht zu. Hier fühlte er sich herausragend.

„Ja, Y war schon damals ein großer Mann. Ich traf ihn auch im Krieg. Doch nicht an der Front, sondern in der Heimat. Ich hatte das Glück, nach einer Verletzung eine andere Aufgabe übernehmen zu können und dann auf diesem Posten unabkömmlich zu sein. Mein Wissen wurde in der Industrie benötigt. In dem Haus des Werkleiters kam an den Wochenenden die gesamte Elite der Stadt zusammen, um dem siegreichen Umbruch, wie wir den Krieg unter uns nannten, etwas Gutes abzugewinnen. Es gab Feste, wie sie nur bei einem Tanz auf dem Vulkan gefeiert werden. Jedes konnte ja nun das letzte sein. Und der ungekrönte König in dieser Gesellschaft war Y. Mit seinem Charisma nahm er alle für sich ein. Keiner war so gebildet wie er. Doch seine Leidenschaft war die Kultur. Darunter verstand er Kunst, Lebensweisen und Gesellschaftsnormen. Er kümmerte sich um Wohltätigkeitsveranstaltungen und Kunstausstellungen, Konzerte und rauschende Feste. Es dauerte nicht lange und ich ging in seinem Haus aus und ein. Er schien einen Narren an mir gefressen zu haben und machte mich zu seiner rechten Hand. Neben meiner Tätigkeit in der Industrie, war ich mit Y's Angelegenheiten vollauf beschäftigt. Von da an waren die besseren Kreise des ganzen Landes meine Familie. Wenn mich jemand geprägt hat in diesem Leben, dann Y. Nun muss ich ihn finden, damit er mir die Absolution erteilt.“

„Rührend. Woher wissen sie, das er noch lebt und dann auch noch ausgerechnet hier?“

„Nach dem Krieg haben wir uns zuerst aus den Augen verloren und jeder ist seines Weges gegangen. In einem letzten Brief, den er mir aus der Fremde zusandte, sprach er von dieser Stadt, dort könne ich ihn finden, wenn mein Leben eine Zäsur erfahren würde.“

„Als letzte Hilfe sozusagen.“

„Nicht Hilfe, sondern als eine Art Spiegel, in dem man sich selber betrachten und die eventuelle Makel entfernen kann.“

„Und von diesen haben sie nun einige entdeckt?“

„Wer hat die nicht? Ich stehe vor einem großen Wechsel.“

„Und sie meinen, ihn hier finden zu können. Wo soll der sich denn hier aufhalten. Man kann ja noch nicht einmal jemanden fragen, das ist hier eine Geisterstadt. Ihr Y muss doch nun auch schon alt sein und genau so ein Klappergestell, wie wir beide. Vielleicht ist er einer dieser Geister. Sollen wir mal bei der Kellnerin nachfragen?“

„Glaube nicht, dass mich das weiter hilft. Die verkehrt in ganz anderen Kreisen als Y.“

Wie gerufen kommt die Genannte und bringt die bestellten Getränke.

„Frau Kellnerin“, spricht Greif die Frau mit seiner krächzenden Stimme an. „Kennen sie hier die Leute in der Stadt. Wir suchen einen bestimmten Mann.“

Die Angesprochene sieht den Greis nur teilnahmslos an, dreht sich wortlos um und geht mit einem betonten Hüftschwung zurück ins Lokal.

Entrüstet springt Greif auf, wenn man seine ungelungen Bemühungen, auf die Beine zu kommen, so nennen kann. Er ringt nach Luft, so eine Abfuhr hat man ihm noch nicht erteilt.

„Was denkt sich dieses Luder“, schimpft er. „Die lebt von unserem Geld, da haben wir etwas Respekt verdient.“

„Respekt ist hier ein Fremdwort. Sehen sie sich um, keine Kultur in dieser erbärmlichen Stadt.“

„Und dann soll ihr Y hier sein, wo sie mir eben von seiner hochkulturellen Lebensweise vorgeschwärmt haben.“

„Zur damaligen Zeit hätte der alle Hebel in Bewegung gesetzt um dieser Frau zu schaden.“

„Mein X hätte sie erschossen.“

„Was sagen sie?“

„Ach, nichts.“

„Wieso suchen sie denn ihren X hier?“ lenkt Adler das Gespräch in eine andere Richtung.

„Auch ich hatte den Mann aus den Augen verloren. Kurz nach meinem Einsatz an der Front wurde ich verletzt in die Heimat verlegt, das sagte ich ja schon. Als ich mich erholt hatte, wurde ich in der Heimat gebraucht. Alles was mit meiner Zeit als Soldat zusammenhing prägte mein Leben. Die wenigen Wochen, die ich mit X verbracht hatte, hatten zwar ihre Grundlage eingebüßt, doch waren sie immer noch präsent. Unsere Gemeinsamkeiten hatten ihren Wert verloren. Doch an einiges konnte ich mich erinnern, bis heute. In den Pausen zwischen den Kampfhandlungen, verbrachten wir unsere Zeit zusammen. Es wurde geöffnet, geredet und wenn es sich ergab, gevögelt. Bei den Gesprächen klang immer wieder dieser Ort hier durch. Er hatte immer irgendwie seinen Geist nach hier ausgerichtet, auch wenn er es so nicht sagte, so fiel es mir doch auf. Ja, manchmal hatte ich das Gefühl, er sehnte sich nach hier.“

„Schon vor tausenden von Jahren gab es diesen Ort schon, wussten sie das? Hier sind viele Kulturen übereinander gelegt.“

„Ich hab aber immer nur mit X über diese Stadt gesprochen“, ignoriert Greif den Einwurf. „In meinem weiteren Leben lernte ich viele Menschen kennen, einige kannten den Ort auch, doch sprach ich mit niemanden darüber.“

„Mir geht es ebenso. Y erwähnte ihn nur einmal, in dem letzten Brief.“

„Und dann fiel ihnen der Name wieder ein?“

„Ja, es ist noch nicht allzu lange her. Es war eine depressive Stunde. Zum ersten Mal in meinem Leben spürte ich eine Disharmonie in meiner Brust. In meinem Leben bin ich nie von Krankheiten verschont geblieben, doch da war es anders. Vollkommen unbekannt und beängstigend. So als hätte ein Außenstehender mein Herz in die Faust genommen. Nicht, dass es mit Schmerzen verbunden war, nur diese Kraft, die nicht meine eigene war. Immer war ich mein eigener Herr, doch auf einmal befand ich mich in der Gewalt einer mir unbekanntem Existenz.“

„So wie ein Kind von seinen Eltern abhängig ist?“

„Nein, auf die Eltern kann man sich verlassen. Doch hier war etwas, das ich nicht kontrollieren konnte, im Gegenteil, es hatte mich nun in der Hand und konnte mit mir umgehen, wie es wollte. Es nimmt nun Einfluss, ohne das ich es genau orten kann. Wie ich darüber nachdachte, fiel mir Y ein, auch er hatte mich mit seiner Autorität und meiner Unterwürfigkeit in seiner Gewalt. Und diese nutzte er auch, für seine Zwecke.“

„Und jetzt ist es wieder Y?“

„Es hat mit ihm zu tun, keine Frage. Nur dieses Mal ist es psychisch. Ich kann es nicht einordnen. Deshalb bin ich hier. Bei ihm finde ich die Antwort, die meine Zukunft beherrschen wird, wie diese auch immer aussehen mag.“

Adler steht auf und geht einige Schritte weg. Er sieht die Straße hinauf zum Horizont, an dem auch der letzte helle Streifen verschwunden ist. Graue Schlieren zeigen an, dass es dort regnet. Doch hier sind nur Staub und die Hitze, die von dem niedergehenden Regen hergedrängt wird.

Greif schaut ihm zu und sieht einen alten gebrechlichen Mann, der von der Last seiner Sünden gebeugt wird. Er muss lächeln, also ist er nicht allein mit seinen Sorgen. Doch diese auszusprechen ist eine Undenkbarkeit. Jahrzehnte hat er sie in seinem Herzen verschlossen, gar vergessen und nun drücken sie von dort nach draußen. Vielleicht ist das die Kraft, die Adler meinte. Sie drückt nicht von außen, sondern von innen.

Er steht auf und geht die wenigen Schritte zu dem neuen Bekannten. Er legt ihm die Hand auf die Schulter.

„Ich glaube, wir brauchen nicht weiter zu suchen, man wird uns finden. Auch ich spür diese Kraft in meinem Inneren. Das ist mein Antrieb hierher zu kommen. Mir geht es wie ihnen. X ist mein letztes Ziel.“

Adler sieht dem anderen ins Gesicht und muss lächeln.

„Man kann also doch nicht alles Kaufen. Hier hört der Konsum auf.“

„Man kann aber auch nicht alles selber überdenken und seine Freiheit schaffen. Also übergeben wir unser Leben dem Schicksal. Mal sehen, wie es weiter geht.“

„Ja, es macht mich neugierig. Bisher hatte ich das Ruder in den Händen und wusste welcher Kurs gefahren wurde. Es ist eine neue Erkenntnis, auch wenn sie mich ängstigt.“

„In unserem Zustand brauchen wir keine Angst mehr zu haben. Ich glaube der Weg ist vorgeschrieben. Lassen sie uns noch etwas gehen. Hier staut sich die Hitze. Ich möchte in eines der Häuser sehen, ob dort überhaupt Leben ist.“

Langsam trotten die beiden Greise nebeneinander her. Sie können sich noch für keines der Häuser, die nicht sehr einladend aussehen, entscheiden.

„Ihr X war also damals ein Held, der sich für seine Leute aufopferte?“

„Ja, das war er. Man konnte sich auf ihn verlassen. Nur die Russen mussten sich vor ihm in Acht nehmen. Mit denen kannte er kein Pardon.“

„Kamen sie denen denn so nahe?“

„Auf Kugelweite immer, oft bis zum Körperkontakt. Doch er sah auch in einigen unserer Leute Feinde. Wer sich gegen unseren Kampf äußerte, galt als Russe. Auch die wenigen Zivilisten die wir trafen, wurden als Russen behandelt, also als Feinde.“

„Die wurden also gefangen genommen?“

„X machte keine Gefangenen. Entweder man war für ihn oder gegen ihn. Letzteres aber nur kurze Zeit.“

„Dann waren sie wieder in seinem Sinne, seiner Meinung?“

„Dann waren sie gar nichts mehr.“

Ungläubig starrt Adler seinen Weggefährten an. Er kennt den Krieg nur aus Reportagen und Erzählungen. Geschilderte Grausamkeiten sind ihm nicht fremd, doch nun ist er bei jemanden, der direkt beteiligt war.

„Starren sie mich nicht so an. Ja, ich war dabei und habe es nicht verhindert. X ließ einem da keinen Spielraum. Wer in seiner Umgebung war, musste sich zwangsläufig einordnen in sein System. Kennen sie so etwas nicht.“

„Doch, Y war auch so ein Mensch. Er gab den Raum vor, in dem man sich bewegen konnte. Doch es kam nichts rein und nichts raus, was nicht von ihm absegnet war. Er erklärte, welche Musik richtig war und welches Kunstwerk zu gefallen hatte. Gelebte Umgangsformen waren von ihm entworfen. Die Menschen in seinem Umkreis bemerkten das aber gar nicht, sie glaubten eine freie Meinung zu haben. Wer aus seinem Raum ausbrach, wurde kaltgestellt. Künstler verloren ihren Markt. Musikanten wurden von der Gesellschaft ignoriert und arbeitslos. Andere verloren ihre Karriere und oft auch die Existenz.“

Schweigend setzen die beiden ihren Weg fort. Gelegentlich bleiben sie stehen, um eine kurze Rast einzulegen. Die Hitze schmilzt ihre Kraft.

Die Kirche haben sie schon passiert, als jenseits eines kleinen Platzes ein Haus ins Auge fällt, dessen Fassade aus der Phalanx der umherstehenden Gebäude herausscheint. Die Farbe und die schmückenden Reliefs ziehen das Auge an. Die Fenster glänzen wie Kinderaugen und geben ein helleres Licht auf den Gehweg, wie die bisher gesehenen. Ein heller Lichtstreifen zeigt an, dass die Eingangstür nicht ganz geschlossen ist. Greif steuert drauf zu und zieht Adler am Ärmel hinter sich her. Vorsichtig stößt er die Tür auf und sie stehen in einem schmalen Flur, dessen kahle Wände geradewegs durch das Haus hindurch führen, ohne eine Tür in das eigentliche Gebäude. Abgeschlossen wird der Durchgang von einem reichverzierten Vorhang, der schwer von der Decke herab hängt. Nachdem sie diesen beiseite geschoben haben, befinden sie sich in einem lichten Innenhof, der von einem Kreuzgang umschlossen ist. In der Mitte sprudelt kristallklares Wasser aus einem Brunnen. In großen Tontöpfen stehen Büsche, die ihre leuchtenden Blüten im Kontrast zu dem vollen Grün ihres Blattwerks setzen. Die Pflanzen bilden kleine Gruppen, die wie Raumteiler wirken. Der Hof ist die lebensspendende Oase in einer steinernen Wüste.

Neugierig wandern die Alten umher und erfreuen sich an dem Anblick. Nichts weist auf Menschen hin, die hier leben. Einige Hallo-Rufe verhallen unerwidert. Seltsamerweise gibt es auch hier keine Tür, die von dem Innenhof in eine der umliegenden Wohnungen führt. Sie sind ganz allein in diesem kleinen Paradies. Zwischen zwei großen Töpfen, mit hellgrünem Bambus, stehen zwei Korbessel an einem kleinen Tisch. Adler steuert darauf zu und nimmt in einem Platz. Er windet seinen gebrechlichen Körper einige Male, um die bequemste Position zu finden. Greif lässt sich in den anderen Sessel fallen. Dabei verzerrt sich seine Miene, da das Geschwür diese rapiden Bewegungen nicht akzeptiert.

Einige Minuten sitzen sie nebeneinander und betrachten schweigend das Ambiente.

„Haben sie nichts mehr von X gehört, seit dem Ende des Krieges?“ nimmt Adler nach einigen Minuten des Schweigens das Gespräch wieder auf.

„Doch, er ist mir immer wieder begegnet, nur die letzten Jahre war er verschwunden.“

„Er hat sie also in ihrem Leben begleitet?“

„Begleitet kann man nicht sagen. Er war immer nur da, wenn sich in meinem Leben etwas verändert hat. Als ich nach dem Krieg in die Industrie ging, war er derjenige, der mich einstellte. Doch dann war er plötzlich wieder verschwunden. Und bei jedem Wechsel meines Betätigungsfeldes war er involviert. Er brachte mich jedes Mal auf den Weg.“

„Also hat er ihr Leben gestaltet?“

„Wenn sie so wollen. In den Jahren dazwischen fühlte ich ihn und versuchte mich so zu verhalten, dass er damit zufrieden wäre. Doch direkten Einfluss nahm er dann nie.“

„Also wie ein Vater, dem man auch gefallen möchte?“

„Ich hab nie einen Vater gehabt. Jedenfalls keinen, dem ich etwas beweisen musste.“

„Dann war X der Ersatz.“

„Mag sein. Doch bei ihnen war es doch genauso. Y hat sie auch geprägt.“

„Ja, sagte ich ja schon. Er hat die Initialzündung gegeben.“

„Sie haben diesen Mann dann ihr Leben lang nicht mehr gesehen?“

„Doch, immer wieder einmal kurz. Nicht, das er in mein Leben eingegriffen hätte, wie es ihnen mit X ergangen ist. Doch war er immer irgendwie im Hintergrund. Ich hatte meine Welt ja in der Kultur gefunden. Dort traten Spuren von Y immer wieder auf. Er war für neue Ideen verantwortlich. Neue erfolgreiche Künstler waren von ihm gefördert. Viele der kulturellen Strömungen haben bei ihm ihren Ursprung. Doch auch Karrierekniffe waren von ihm lanciert. Es war wie die Zeit im Krieg, er bestimmte, was richtig war.“

„Und sie ließen sich von ihm leiten?“

„Zuerst ja, doch mit der Zeit erkannte ich, dass er immer nur seine eigene Meinung vertrat. Wie damals ließ er keine andere Ansicht gelten. Nur er hatte das Monopol auf die Wahrheit.“

„Und da sind sie in Opposition gegangen, vermute ich. Es wäre jedenfalls die plausibelste Antwort auf die Feststellung.“

„Nein, zuerst musste ich mich von seiner Denkweise distanzieren. Das war gar nicht so einfach. Jahrzehnte lang war ich seiner Spur gefolgt. Sie hatte mich ja auch erfolgreich gemacht.“

„Dann war doch nichts Verkehrtes daran.“

„Aus ihrer Sicht ja. Doch öffentlicher Erfolg war nicht mehr mein Lebensziel. Davon hatte ich in der Vergangenheit genug. Das konnte mich nicht mehr reizen.“

„Und die Annehmlichkeiten, die daraus resultierten?“

„Was für Annehmlichkeiten? Die, jeden Tag im Scheinwerferlicht zu stehen. Jeder kleine Fehler wird aufgedeckt und gegen sie verwandt. Kritiker und Neider gibt es genug und überall.“

„Das hat aber auch Vorteile. Man kann sein Licht erst zeigen, wenn genug Leute da sind, die es sehen wollen. Es bringt auch Menschen heran, die nur darauf warten, zu Diensten zu sein.“

„Zu Diensten zu sein, eine feine Umschreibung. Prostitution nenne ich das inzwischen. Jeder der so heran kommt, ist nur darauf aus, sich in eine bessere Position zu bringen. Sie verkaufen sich. Dabei waren die Frauen die angenehmsten dieser Schmarotzer. Sie brachten einem selber eine gewisse Befriedigung, gewiss, doch mit der Zeit und mit dem Alter wird das zu langweilig.“

„Ich kann ihnen nicht beipflichten, mir hat es bis vor kurzem immer noch gefallen, von schönen, jungen Frauen begehrt zu werden. Aber auch die Schmarotzer hatten ihren Sinn. Sie gaben Bequemlichkeit. Was ist dabei, wenn man dann zum Dank auch mal seine Beziehungen spielen lässt, um diese dann in eine bessere Position zu bringen, sie haben es sich verdient.“

„Sie haben es sich dadurch verdient, dass sie ihnen in den Arsch gekrochen sind. Nicht die Fähigkeiten waren ausschlaggebend, sondern der Gleitfaktor.“

„Und ob die Fähigkeiten ausschlaggebend sind. Wer es schafft, bei mir Eindruck zu schinden, der ist auch irgendwo anders erfolgreich. Hinzu kommt, dass sie einem von einem höheren Posten aus noch dienlicher sein können. Sie haben mir allerhand zu verdanken, und das vergesse ich auch nicht.“

„Bis sie dann so hoch geklettert sind, dass sie ihre Gunst nicht mehr brauchen. Dann sind sie nicht mehr so gefügig.“

„Wer will es ihnen verdenken. Doch ich habe eine Position erklommen, da kommt so schnell keiner drüber. Die Globalisierung hat mich zwischenzeitlich noch einmal zurückgeworfen. Es brauchte einige Jahre, bis ich auch international erfolgreich war. Doch auch dabei war X mir behilflich. Er hatte durch seine Skrupellosigkeit einen Status geschaffen, der überall anerkannt wurde. Er war der erste Global-Player, den ich kannte. In diesem Spiel war seine Brutalität noch hilfreicher. National behinderten noch vereinzelt Skrupel, die in der Vergangenheit verankert waren. Doch weltweit brauchte er sich nicht mehr zu zügeln. Er war der Hai, der alle sieben Meere beherrschte.“

„Wohl mehr der Pirat der sieben Meere, wenn ich ihre Ausführungen richtig deute.“

„Hai, Pirat, Freibeuter oder wie auch immer. Er hat nur für seinen Erfolg gearbeitet.“

„Erfolg, ja, das ist die Triebfeder. Macht.“

„Ja, Macht. Doch die alleine ist es nicht, wie ich schon erwähnte. Freiheit, das ist das Losungswort. Man hat alle Freiheiten der Welt. Man kann sich geben, wie man will, es gibt keine Konventionen. Da ist niemand, der einen in die Schranken weist. Selbst Gerichte geben sich reserviert, wenn es gegen einen solchen Gegner geht.“

„Ich weiß, meine Stufe auf der Leiter war auch schon weit vom Boden entfernt. Doch habe ich die freien Menschen gesehen, die sie meinen. Ich kann keinen Vorteil darin sehen, mich zu benehmen, wie es mir gerade passt. Da waren Individuen, die benahmen sich wie die Axt im Wald. Niemand war vor ihnen sicher. Die hatten Spaß daran Menschen auf subtile Art zu quälen.“

„Gerade das ist doch der höchste Kick. Man quält jemanden, und der lässt sich darauf ein, weil er weiß, dass es ihn weiterbringt. Sicher geht das nicht immer gut, doch dann muss man eben einmal über die Belange eines anderen hinwegsehen.“

„Die Toten am Wegesrand sind unwichtig. So wie sie eben von den toten Russen sprachen?“

„Nicht die toten Russen, das waren ja Feinde. So wie die Kameraden, die einen verraten hatten. Mit denen machte X kurzen Prozess.“ Greif macht eine eindeutige Bewegung mit dem Daumen am Hals vorbei.

„So ähnlich war Y auch. Auf einem anderen Gebiet und seine Machenschaften hatten keine so weltweiten Auswirkungen, doch auch er hatte einen Status, der ihm die Sicht auf den Boden der Tatsachen verwehrte.“

„Welcher Boden? Das interessiert doch keinen. Auf unserem Niveau sind nur die eigenen Befindlichkeiten erheblich.“

„Das ist der Fehler. Keine Bodenhaftung bedeutet, dass das Gebilde immer unsicherer wird. Es wird mit der Zeit von immer weniger Menschen gehalten. Der Abstand zum Boden der Tatsachen vergrößert sich. Ein Streit unter den Verantwortlichen kann das Gebilde zum Einsturz bringen. Was dann passiert, ist im Vorhinein nicht zu erkennen.“

„Man muss nur sehen, dass die Macht erhalten bleibt. Es stimmt, zu viele Neider oder Emporkömmlinge sägen an den Stützen.“ Mit einem überlegenen Lächeln liegt Greif in den Polstern des Sessels. Seine Gestik lässt ihn breiter erscheinen als sein ausgemergelter Körper ist. Durch solche Posen zeigt er seine Dominanz, die doch eigentlich schon einige Zeit verschwunden ist.

„Das ist doch natürlich in dieser Gesellschaft, die es vielen ermöglicht, voran zu kommen.“

„Das ist ja auch gut so. Gute Leute werden immer gebraucht. Doch hat es eine Zeit gegeben, da versuchten die falschen Leute die Säge in die Hand zu nehmen.“

„Was verstehen sie unter den falschen?“ Adler hat sich neugierig vorgebeugt und betrachtet sein Gegenüber mit wachem Blick. Dessen Augen sollen ihm Aufschluss geben über die Aussage, ist sie seine oder die für die Öffentlichkeit.

„Es hat einige Jahre gegeben, da hatten die Gewerkschaften und Arbeitnehmervertreter eine zu große Macht. Wir wussten nicht, wie wir das in den Griff bekommen konnten.“

„Also doch nicht allmächtig?“ Adlers Mundwinkel zeigen einen leichten Anflug von Ironie.

„Moment! Auch da hatte X dann eine Möglichkeit gefunden.“

„Der erfindet einfach eine Methode der Reglementierung?“ Das Erstaunen ist nur gespielt, seine Stimme verrät die Abwertung der Aussage.

„So ähnlich. Es gab da an einem Tag eine Zusammenkunft von einer Handvoll Leuten, welche die Probleme in den Griff kriegen wollten. Man war sich über die Vorgehensweise nicht einig. Da war dann an einem Abend, man hatte gut gegessen, eine Runde zusammen, zu der sich dann unerwartet X hinzu gesellte. Er war erst kurz zuvor angereist.“

„Der gehörte nicht von Anfang an dazu? Wo er doch diese herausragende Stellung hatte.“

„X kam immer nur hinzu, wenn er etwas erreichen wollte. Er lies sich nie einspannen.“

„Und das war an dem Tag so?“

„Der setzte sich einfach dazu und forderte strengste Geheimhaltung von allen Anwesenden. Und er konnte sich auf die Leute verlassen, die da anwesend waren. Dann hielt er einen Vortrag mit Vorschlägen über Strategien, die von den Anderen begrüßt wurden.“

„Was für Strategien?“

„Die sind immer noch geheim. Alle Anwesenden hatten geschworen, nichts zu sagen.“

„Geheim über den Tod hinaus?“

„Wir sind noch nicht tot. Und die, um die es geht erst recht nicht.“

„Aber wir beide sind nicht mehr weit entfernt. Nun erzählen sie schon.“ Adler lehnt sich gelassen zurück. Seine Gestik verrät die vorgezogene Ungläubigkeit. Auch wenn ihn die Geschichte interessiert, so ist er von der nun folgenden Übertreibung überzeugt.

„Na schön. Es waren mehrere Stufen, die erledigt werden mussten. Ein großes Problem stellten die Gesellschaftsordnungen dar. In Verbindung mit den demokratischen Regierungen, die jede mögliche Couleur erreichen konnten. Da waren die sozialen bis sozialistischen Parteien. Dann Kommunistische Strömungen, die mit radikalen Methoden zum Erfolg

kommen wollten. Plötzlich tauchten dann noch die Öko-Idioten auf. Und dann auch noch die, die den humanistischen Unsinn hochhielten.“

„Pluralismus pur. Ist doch nicht verkehrt.“

„Ja, Pluralismus. Doch was soll dieser Kuddelmuddel denn schaffen. Der eine lehnt das ab, was der andere fordert. Da kommt keine Linie zustande. Außerdem ist dann nicht zu erkennen, in welche Richtung es im nächsten Augenblick geht. Wie sollten wir denn immer reagieren. Auch wenn sie es nicht glauben, wir arbeiteten ja auch immer an dem Wohl der Menschen. Auch, wenn wir versuchten unsere Position zu halten.“

„Macht, Einfluss und die Freiheit alles zu tun, was einem beliebt. Das war ihre Position.“

„Das war die Triebfeder, sich zu engagieren. Was ist denn dabei. Alle Kaiser und Könige schufen Reiche und kümmerten sich um die Untergebenen und verlangten als Gegenleistung Macht und Luxus.“

„Kaiser, Könige. Solch subtile Gründe hätte ich nicht vermutet.“ Das hagere Gesicht zeigt ein Lächeln, das einem Vampir gut zu Gesicht stände.

„Unsinn, das war doch nur ein Vergleich. Noch einmal, wir mussten etwas unternehmen und X hatte seine Visionen. Zuerst mussten die Regierungen abhängig gemacht werden. Doch die waren zu verschieden in ihren Strömungen. Jedoch gibt es in der Demokratie eine Möglichkeit, sie zu fesseln. Die Wählerschaft muss instrumentalisiert werden. Solange es diesen zu gut geht, haben sie keine Lust, ihre Regierung zu bedrängen. Doch wenn sie um ihre bequeme Unterlage gebracht wird, den Wohlstand, dann sind sie schnell mobilisiert.“

„Den einfachen Arbeiter wieder in die Armut werfen. Das gebiert wieder Gewalt, die sich nach oben wendet. Das kann doch kein Mittel sein.“

„Sie haben recht. Es sollte ja auch keine Armut mehr geschaffen werden, sondern nur die Aussicht darauf geschärft werden. Die Angst davor ist eine Triebfeder, welche die Meinung der Wähler kanalisiert. Und ein Mittel ist die Arbeitslosigkeit. Wenn die Anzahl der erwerbslosen Arbeitnehmer groß genug ist, um die Gesellschaft zu ängstigen, die Finanzierung des Wohlstands mit ihren Mitteln nicht mehr ausgleichen zu können, müssen Einschnitte erfolgen. Erst werden die Finanzmittel gekürzt. Dann müssen einige bluten, am besten die Wehrlosen. So entsteht ein Gefühl der Machtlosigkeit und der Angst. Die Regierungen stehen vor Problemen, die sie nahe zusammendrängt. Die Arbeitgeber bekommen immer größere Macht.“

„Doch wenn die Angst zu groß wird, kann sie in Gewalt umschlagen.“

„Das ist richtig. Doch zur Gewalt müssen die Menschen Gruppen bilden, welche die gleichen Ansichten vertreten. Doch da hatte X das richtige Gegenmittel. Mobilität und Flexibilität der Arbeiterschaft. Er nannte sie ab da immer Zwerge. Die Industrie sorgte für immer neue Standorte. Wobei die Arbeitnehmerschaft immer weiter durcheinander gerüttelt wurde. Die Leute mussten flexibler werden. Heute in dieser Stadt leben und arbeiten und morgen irgend ganz wo anders. Es gibt keine Gelegenheit, enge Bindungen aufzubauen. Die Familien blieben privat in engen Räumen. Um deren Zufriedenheit nicht zu gefährden, mussten Ausgleiche geschaffen werden. Da wurden dann die Medien in die Schlacht geworfen. Zwerge, die nach Feierabend in die Glotze sehen und von dieser vereinnahmt werden, haben keine Lust mit anderen Zwergen zu korrespondieren. Dann kam ein riesiger Glücksfall hinzu, der nicht geplant, doch von großem Vorteil war. Die privaten Computer wurden zur Massenware, mit ihren Spielen und dem Internet. Diese fesselten die Menschen an ihr Zuhause. Damit das auch bei allen funktionierte, mussten die nötigen Utensilien erschwinglich sein. Also wurden die Preise soweit gesenkt, dass sich jeder solche Geräte erlauben konnte. Für Leute, die sich mit den einsamen Vergnügungen zu Hause nicht

anfreunden konnten, wurden Sportarten propagiert, die nicht mehr auf Gemeinsamkeiten oder Mannschaften fixiert waren, sondern von jedem alleine auszuüben waren. Es entstanden Fitnessclubs, die jeder zu allen Zeiten besuchen konnte, ohne sich an anderen Sportlern zu halten. So waren dann die Zwerge stillgelegt. Zufrieden, doch immer mit der Angst im Hintergrund, sich dieses Leben plötzlich nicht mehr leisten zu können.“

„Das Prinzip des goldenen Käfig. Wenn die Eingeschlossenen das merken, wird es Rebellion geben.“

„Das mag sein, doch bis dahin muss dieses System gefestigt sein. Außerdem, leben wir in der westlichen Welt nicht schon seit einiger Zeit in einem goldenen Käfig?“

„Ja, schon möglich, doch haben die Menschen sich diesen selber geschaffen, wie ein gemütliches Zuhause. Doch ohne den großen Druck von oben, der sie in eine Position zwingt, die sie nicht alleine verlassen können. Eben Zwerge, die von den Riesen gehalten werden wie Ziervögel.“

„Aber mit allem drum und dran. Sie haben aber immer noch ihre Freiheiten. Die Demokratie ist ja nicht aufgehoben.“

„Ja, die Wahl zwischen Cholera und Pest“, Adler presst ein Lachen raus, das in Husten umschlägt. „Kein Wunder, dass immer weniger Menschen diese ausschlagen.“

„Das ist dann aber wieder ihre eigene Schuld. Jeder ist berechtigt, eine eigene Partei zu gründen.“

„Die dann wie die etablierten von der Industrie geknebelt wird.“

„Wir machen nur Vorgaben, um selber handlungsfähig zu bleiben.“

„Ach, auf einmal sind es Gründe die das Allgemeinwohl stärken. Eben sagten sie was ganz anderes. Da ging es um Einflussnahme und Machterhalt.“

„Das war doch schon vorher klar. Es muss für die Macher ein Anreiz da sein, sich zu engagieren. Außerdem schaffen diese ja dann auch die bestmögliche Umwelt für die Arbeiterklasse.“

„Aber nur, weil sie die gleiche Luft atmen müssen wie die Zwerge. Wo die Riesen nicht leben, wird auf die Umwelt keine Rücksicht genommen. Dafür gibt es Beispiele genug.“

„Ach, das sind doch nur Randerscheinungen, die sich im Laufe der Zeit ändern werden“, winkt Greif mit einer Handbewegung ab.

„Doch nun eine wichtige Frage, wie sehen sie denn die Zukunft?“

„Es wird immer weniger Arbeit geben für die Menschen. Roboter werden ihre Aufgaben übernehmen. Sie haben viel mehr Zeit, für persönliche Belange. Das ganze gesponsert vom Staat, der Einnahmen von Großfirmen hat.“

„Die bezahlen doch heute schon nichts. Wo sollen denn die Einkünfte herkommen?“

„Bis dahin wird sich die Struktur ändern. Die Industrie hat dann riesige Einnahmen mit geringen Ausgaben. Es wird sich schon rechnen.“

„Und wie würde X die Zukunft sehen?“

„So wie ich.“

„Unsinn. Sie haben mir eben die Ansichten ihres Freundes aufgezeigt.“

„Noch einmal, er ist nicht mein Freund“, Greifs Stimme bekommt noch einen schärferen Unterton.

„Schon gut“, beschwichtigt Adler. „X hatte die Möglichkeit der Reglementierung aufgezeigt, das geschah doch nicht nur zum Wohl der Zwerge. Er hat ganz klar Machtgelüste, soweit ich ihn nun nach ihren Schilderungen beurteilen kann. Also, wie stellt er sich die Zukunft vor?“

„Ich wird es versuchen. Die Menschen werden sich immer stärker in den städtischen Ballungsräumen zusammenfinden. Der Wohnraum wird immer bequemer, wenn auch kleiner. Arbeitsabläufe und Dienstleistungen werden automatisiert. Die eigentliche Lebensgrundlage wird finanziell so gestaltet, dass sich die Menschen wohl fühlen. Der Besitz der Familien wird sich auf Einrichtung und Kleidung beschränken. Zwar alles individuell, doch auf einem bestimmten Standart. Die Medien werden so hervorgehoben, dass die Menschen zu Hause bleiben. Für ‚außer Haus‘ Aktivitäten stehen Vergnügungsparks zu Verfügung, die auch noch Einfluss nehmen. Der finanzielle Rahmen der Familien wird eingeengt sein, um sie in eine gewisse Abhängigkeit zu bringen. Es muss immer ein bestimmter Schuldenberg aufgeworfen sein, der sie am Boden hält. Dadurch halten die Oberen ihre Stellung und ihren Wohlstand.“

„Dieses Prinzip ist aber nur in den zivilisierten Gegenden der Welt möglich, wenn es denn überhaupt möglich ist.“

„Aber diese Staaten haben die Macht auf der ganzen Erde.“

„Aber nur relative Macht. Es kommt immer wieder zu Verschiebungen.“

„Das ist in der Tat ein Problem. Zu Zeiten des kalten Krieges waren diese Probleme nicht so stark. Die Machtblöcke waren klar umrissen und die ständige Bedrohung hielt nicht nur die eigentlichen Gegner in Schach, sondern auch alle anderen. Das hätte eigentlich so weiter gehen können, wären da nicht die unberechenbaren Regierungen in den kommunistischen Ländern gewesen. Das ist noch eine Aufgabe für die Zukunft, klare Parteien auf der Welt schaffen, die sich in einem gewissen Rahmen und unter klaren Regeln bekämpfen. Doch in dieser Hinsicht gibt es noch keine befriedigenden Lösungen. Doch es wird dran gearbeitet.“

„Also wieder der Wunsch nach Weltherrschaft. Es ist immer so gewesen. Im Altertum und Mittelalter waren es die Kaiser und Könige, die diese anstrebten. Dann kamen die Diktaturen und nun die ‚Global Player‘. Doch eine Frage: Was haben die Riesen von dieser Welt? Sie haben jetzt schon großen Wohlstand?“

„Ich sagte doch schon, alle Freiheiten dieser Welt. Und außerdem ist es ein riesiges Spiel, das es für jeden Einzelnen der Riesen zu gewinnen gilt. Dort oben sind Rangordnungen, wie in jeder Gruppe und die gilt es zu erklimmen.“

„Wie Monopoly. Es wird also einen Gewinner geben?“

„Ja, aber nur auf eine gewisse Zeit. Auch Riesen leben nicht ewig.“

„Ich glaube nicht, dass es so kommen wird. Es muss ein Umdenken stattfinden.“

„Wie umdenken? Zu den Einzelstaaten, wie vor der Globalisierung, das kann doch wohl niemand wollen.“

„Unsinn. Die Leute dort oben sind sich ihrer Verantwortung bewusst. Und so wackelig ist das Gebäude auch nicht. Das sind mächtige Säulen, auf denen es ruht. Politik stützt wesentlich. Doch auch andere Institutionen.“

„Nichts ändert sich schneller, als die Politik oder Institutionen.“

„Nein, in einer demokratischen Politik, wie sie jetzt weltweit umgesetzt wird, werden die Kräfte immer in die gleiche Richtung weisen. Nur Deutungen verändern sich.“

„Diese, ihre Ansicht, wurde in der Vergangenheit oft vertreten. Man war sich sicher, dass der Status quo erhalten bliebe. Doch auf einmal wurde der Bogen überspannt und das

Gebäude bröckelte. Das war bei allen Weltreichen der Fall. Das römische Weltreich war zu groß geworden. Genauso das britische Empire. Und Hitler war sein Größenwahn und seine Unmenschlichkeit zum Verhängnis geworden.“

„Diese Mächte stützten sich aber nicht auf die Bevölkerung, wie es die Demokratie macht.“

„Von Demokratie kann doch keine Rede mehr sein. Viele Autokratien halten Wahlen ab. Doch sie bringen immer das gewollte Ergebnis.“

„Sie reden von Wahlfälschung, doch die gibt es in den Industriestaaten nicht. Da geben die Menschen ihr Votum nach dem eigenen Willen ab.“

„Unsinn. Die Menschen werden nur mit subtileren Mitteln in die gewünschte Richtung gedreht.“

„Es ist doch alles durchsichtig. Jeder kann alles sehen. Wo sollte da Betrug sein?“

„Sie haben es eben selber gesagt. Einige Führungskräfte haben die Freiheit, alles zu tun. Die manipulieren und biegen alles, wie sie es wollen. Und doch sind da Grenzen, die sie nicht überwinden. Die liegen da, wo sie mit ihrem Kalkül nicht ankommen, wo eine noch größere Macht am Werke ist.“

„Die gibt es nicht. Die globalen Machthaber sind allmächtig.“

„Nur in ihrem Einflussbereich und dort auch nur, wenn die Basis mitspielt. So lange es der gut geht, halten sie das Machtgebäude an seinem Standpunkt fest. Doch wehe, die Führer übertreiben oder vergessen die Basis. Dann lockert sich langsam das Fundament. Und fliegen kann das obere Gebilde nicht, es stürzt, so wie viele Regierungen gestürzt sind.“

„Das wird nicht geschehen. Es ist nicht mehr nur ein Einziger, der die Fäden in der Hand hält.“

„Stop, sie sagten eben X hätte alle Macht der Welt.“

„Aber er ist sich seiner Verantwortung bewusst. Sollte er das vergessen, würden die Wölfe aus der zweiten Reihe über ihn herfallen.“

„Doch auch die sehen den Boden nicht. Das System hat sich verselbständigt. Es gibt keinen Halt, wenn sich die Umkehr nicht in den eigenen Reihen bildet.“

„Wohin umkehren? Zu den Einzelstaaten, wie vor der Globalisierung, das kann doch wohl niemand wollen.“

„Nein, zu einer gerechten Welt. In der alle Menschen die gleiche Stimme haben.“

„Unsinn. Sollen die Milliarden in den Slums der Welt, immerhin die Mehrheit der Menschen, über alles abstimmen. Sollen diese die Gesetze für die Menschheit machen? Da wäre das Chaos schnell da. Oder die Afrikaner, die es nicht schaffen in ihren kleinen Ländern Frieden zu schaffen.“

„Vielleicht ist Stimme der falsche Ausdruck. Bleiben wir doch bei Wert, jeder Mensch hat den gleichen Wert.“

„Das sind Wortspielereien.“

„Auch mir ist klar, dass man nicht alles in kurzer Zeit ändern kann. Wo das geschah, gab es immer Unrecht. Die französische Revolution fraß genauso ihre Kinder, wie die russische oder die in anderen Ländern. Auch wenn sie auf religiösen Werten aufbaute. Das Problem liegt in der menschlichen Natur. Es gibt zu viele Menschen, die ihre Ansichten für richtig finden.“

„Aber sie haben die Lösung?“ Greif lacht sein knurriges Lachen. Er steht auf und geht ein wenig auf und ab. Dabei betrachtet er immer wieder seinen Gesprächspartner. „Wissen sie, wie vielen Besserwissern ich im Leben begegnet bin? Wenn man nur die Frage stellt, wie es denn anders besser gehen soll, reden sie nur noch rum und verabschieden sich.“

„Ich bin kein Besserwisser. Da ist kein Weg, den ich vorschlagen könnte. Nur eines weiß ich genau. Eine Ansicht, die nicht hinterfragt wird, läuft Gefahr in die falsche Richtung zu laufen. Kritik aus berufenem Mund, ist das beste Mittel Fehlern aus dem Weg zu gehen.“

„Kritik gibt es doch heute mehr wie genug. Alle Medien arbeiten daran.“

„Sie wird aber nicht angenommen, dass ist der Fehler. Würde sie von den maßgeblichen Leuten aufgegriffen und wohlwollend geprüft, wäre ein großer Schritt voran getan.“

„Ich soll meine eigenen Aussagen in Frage stellen? Wie soll ich denn dann entscheiden. Einmal muss eine Entscheidung getroffen werden. Das ist wie an einer Wegkreuzung. Welchen Weg schlag ich ein. Kenne ich den Weg, ist es nicht schwer, doch andernfalls muss ich mich für einen entscheiden, sonst bleichten meine Knochen nach einiger Zeit am Wegesrand.“

„Sicher ist das richtig. Doch wenn ich losgehe, kann ich in einen Plan sehen oder jemanden fragen, der den Weg kennt. Doch auch den Fall, ich stehe ohne Hilfe an der Kreuzung, kann ich einen Weg wählen und zurückkommen, wenn er sich als falsch erweist. Nur wenn ich stur meinen einmal gefassten Entschluss nicht revidiere, durch welche Mittel auch immer, werde ich immer weiter in die Irre laufen.“

„Apropos Irre laufen. Sollen wir nicht noch etwas umhergehen. Vielleicht kommen wir so unseren geliebten Gesuchten näher.“

Adler erhebt sich aus seinem Sessel und folgt Greif durch den Vorhang hindurch zur Straße. Dort gehen sie eine Weile nebenher, ohne ein Wort zu verlieren. Sie hängen ihren Gedanken nach.

Greif hat seine Hände tief in den Taschen vergraben. Seine rechte Hand umspielt das kalte Metall der Pistole. Was doch für eine Kraft von diesem kleinen Ding ausgeht. Kein Wunder, dass sich die Menschen mit solchen Gegenständen ausstatten. Er hatte sich nie Waffen bedienen müssen, sieht man von der Zeit im Krieg ab. Eine Zeit lang hatte er Sicherheitsleute engagiert, doch in den letzten Jahren sah er keine Bedrohung mehr für sich.

Ohne das Gespräch wieder aufzunehmen erreichen sie das Ende der Straße, was auch zugleich das Ende der Ortschaft ist. Hinter dem letzten Haus steht ein einsamer Baum. Seine Blätter werden vom Wind hin und her gerissen. An seinem Stamm steht eine Bank, deren verwittertes Holz silbern schimmert. Am Rand sind einige Latten abgebrochen und die fauligen Enden zeigen den Beginn der Verwesung. Doch für die beiden Greise ist sie noch stabil genug. Sie setzen sich hin, bestrebt, den anderen nicht zu berühren. So vor dem Stamm mit seiner knorrigen Borke, scheinen ihre Gesichter in diese einzudringen, sie werden eins. Nur die zwei Augenpaare blitzen. Sie inspizieren die Umgebung, ohne den Kopf zu wenden.

Zeitgleich entdecken sie die kleinen Staubwolken, die sich von der entfernenden Straße abheben und vom Wind gewirbelt in die Luft verflüchtigen. Sie werden von Schuhen erweckt, die eine Silhouette auf sie zu tragen. Es dauert eine Weile, ehe sie aus der Gestalt einen jungen Mann erkennen. Dieser ist tadellos gekleidet. Sein heller Anzug scheint den Staub der Straße nicht anhaften zu lassen. Auch zeigen die Schuhe, die doch den ganzen Weg durch den Schmutz marschiert sind, einen makellosen Glanz. Schon von weitem, die alten Augen der beiden, können kaum das Gesicht erkennen, lächelt er ihnen zu. Greif und Adler sehen sich an, es gibt kein Erkennen in ihrem Blick. Beide begegnen dem Ankommenden zum ersten Mal, doch dieser sieht sie an, als hätte er sie gesucht und ist nun froh, sie gefunden zu haben.

Mit gestrecktem Arm kommt er auf sie zu. Ohne sich vorzustellen grüßt er. Die beiden Alten sind verwundert und weigern sich beide, die entgegengestreckte Hand zu nehmen. Diese Ablehnung scheint der Gegenüber gar nicht wahrzunehmen, seine freundliche Miene verdüstert sich zu keinem Zeitpunkt.

„Ich bin froh, dass ich sie hier zusammen sehe“, beginnt er dann ein Gespräch. „Es ist mein Auftrag, sie hier in der Stadt zu führen.“

„Was wollen sie? Ich kenne sie nicht und habe auch keine Hilfe nötig“, knurrt Greif ihn an, während Adler nur stumm zusieht.

„Dessen bin ich mir bewusst, doch werden sie nicht auf mich verzichten können.“

„Das werden wir sehen“, faucht der alte Mann zurück. Seine Hand ist nun um den Griff der Pistole gewunden, auch wenn er nicht gewillt ist, diese zu gebrauchen. Er hat sie zu einem anderen Zweck mitgebracht. Dieser junge Schnösel wird ihn nicht aus der Reserve locken. Schon seit Jahren waren ihm diese Art Menschen verhasst. Sie dachten, weil sie gerade etwas begriffen hatten, mit diesem Wissen überlegen zu sein. Meist waren es studierte Leute, denen man eine gewisse Intelligenz nicht absprechen konnte, doch in der Praxis landeten sie meist hart auf dem Boden der Tatsachen. Danach waren sie dann meist bereit, sich unter die Fittiche eines alten Falken zu stellen. Doch wurde es mit dem Alter immer anstrengender diese Kämpfe auszufechten. Greif hatte sich schon lange nicht mehr dem Grünzeug abgegeben. Er führte Gespräche mit ihnen nur, wenn sie die Hörner gekürzt hatten. Doch diesem hier konnte er momentan nicht aus dem Weg gehen, er musste sich wohl mit ihm einlassen.

„Was halten sie von unserem neuen jungen Freund, Adler?“

Adlers Antwort war nur ein Zucken mit den Augenbrauen, die, entgegen dem Kopfhaar, im Alter zugelegt hatten und buschig über den dunklen Augen liegen.

„Seien sie nicht so abweisend“, entgegnet der Mann, ohne sein Lächeln zu unterbrechen. „Ich möchte ihnen etwas zeigen, das sie interessieren wird.“

„Wir haben andere Interessen.“

„Diese sind mir bekannt und ich kann ihnen helfen, doch dazu müssen sie mir vertrauen. Schenken sie mir etwas ihrer Zeit, sie werden es nicht bereuen.“

„Sie haben uns hier gesucht“, stellt Adler kurz fest.

„Ja, so ist es. Doch kommen sie jetzt bitte mit.“

„Langsam, wir sind den weiten Weg nach hier schon gelaufen, der Rückweg wird noch anstrengender“, wirft Greif ein. Er hat begriffen, dass hier ein Spiel losgeht, das er noch nicht durchschauen kann, doch mit seinen jetzigen Bedürfnissen deckt. Langsam erhebt er sich, wobei er den Kontrahenten im Auge behält.

Auch Adler stellt sich neben die beiden Anderen.

„Machen sie sich keine Sorgen, es wird besser gehen, als sie denken.“

Und wirklich, die Gegenwart des Fremden scheint ihre Körper zu verjüngen. Nicht, das die Beschwerden verschwunden wären, doch sind sie keine besondere Last, die sie zurück in die Stadt zu tragen haben.

„Ich habe ihren Namen nicht verstanden“, bemerkt Adler während des Weges.

„Sie haben ihn nicht verstanden, weil ich keinen genannt habe.“

„Haben sie keinen, oder möchten sie ihn uns nicht nennen?“

„Jeder nennt mich anders, die einen sagen so, die anderen so, je nach Befinden.“

Greif hat sich etwas nach hinten zurückfallen lassen. Er betrachtet die Vorgehenden intensiv. In seinem Leben konnte man ihm nie viel vormachen. Das war eine seiner Stärken, er erkannte sofort, ob ihm jemand gut oder böse zugetan war. Entsprechend konnte er sich verhalten. Doch diesen Fremden kann er nicht einordnen. Er ist ihm irgendwie willkommen. Doch ob er sich darüber freuen soll, ist ihm nicht klar. Sein Gefühl sagt ihm, das er sich freuen soll. Doch wieso, er kann sich noch keinen Reim auf die Begegnung mit ihm machen. Beim Gehen lässt er seinem Gefühl freien Lauf, ohne die Gedanken in eine Richtung zu treiben. Damit ist er auch immer gut gefahren. Sein Gefühl brachte die Wahrheit von alleine zum Vorschein.

„Ich weiß, wie ich sie nennen werde“, bemerkt Greif aus dem Hintergrund. Er ist zu einem Schluss gekommen und dieser macht die ganze Szenerie in diesem Ort klarer. Nun kann er seine ganzen Leiden beiseite schieben, sie sind nicht mehr relevant. „Ich nenne dich einfach Tod.“

Der Fremde lacht auf. Adler scheint den Satz so zu akzeptieren, wie er gesagt wurde. Er stockt nicht einmal beim Gehen, denn es war auch seine Erkenntnis.

„Wenn sie so wollen, dann auch Tod“, spricht der Fremde, während sein Lachen nur leiser wird, jedoch nicht aufhört. „Die einen nennen mich Engel, die anderen Teufel, Satan oder Luzifer.“

„Und was sind sie?“ meldet sich Adler nun zu Wort.

„Alles, dem einen das, dem anderen jenes. Viele freuen sich, mich zu sehen. Doch manche verfluchen mich. Es macht alles keinen Unterschied, ich nehme es wie es kommt.“

„Du holst die Menschen in diese Stadt, um sie in die Unterwelt zu bringen“, wirft Greif ein, während er zu den beiden aufgeschlossen hat. Er hat sich mit dem Umstand angefreundet.

„Sind wir schon in der Unterwelt, wie Greif sagt?“ fragt Adler.

„Nein, ihr seid noch nicht tot. Es gibt noch einige Aufgaben zu erledigen, wie ihr selber wisst. Ich möchte euch weisen, wie ich unten am Stadtrand schon sagte.“

„Dann wissen sie auch, wonach wir suchen und was unser Ansinnen hier ist?“ unterstellt Adler und sieht die Begegnung mit Y in die Nähe gerückt.

„Da sind mehr Sachen, als sie zum jetzigen Zeitpunkt wissen. Doch noch etwas Geduld.“

Der Weg wird nun still beschritten. Greif und Adler hängen ihren Gedanken nach. Der Tod schreckt sie nicht, damit hatten sie sich abgefunden, bevor sie hier ankamen. Doch was kommt hinterher. Adler hatte immer die Hoffnung an ein Leben danach, doch Greif ist sich nicht sicher. Er glaubte alles sei vorbei, so wie das Herz zu schlagen aufhört. Doch nun, mit dem Tod an seiner Seite und in der Gestalt dieses Mannes, ist er sich nicht mehr sicher. Es könnte also doch noch etwas kommen. Bei dem Gedanken kriecht ihm die Furcht unter die Haut. Sie breitet sich im ganzen Körper aus. Sein Leben war nie auf diesen Umstand hingeschnitten. Mit einem Richter hatte er nicht gerechnet und war nicht darauf vorbereitet, sich zu verantworten.

„Wo gehen wir denn nun hin?“ fragt er, ohne dass seine krächzende Stimme die Furcht zeigt.

„Sie werden es gleich sehen. Nur etwas Geduld.“

Schräg vor sich sehen sie die Kirche und Greif sieht mit anderen Augen zu ihr hinüber.

„Wie schnell man seine Meinung doch ändern kann“, flüstert er sich selber zu. „Eben wolltest du noch nicht mal hineingehen und nun scheint es das Ziel zu sein.“

Doch zu seinem Erstaunen führt der Fremde sie daran vorbei, ohne auch nur einen Blick dorthin zu werfen. Er strebt nun eindeutig dem Cafe zu. Die Kellnerin steht in der Tür. Ihr Haar scheint zu glühen und ein umwerfendes Lächeln hat sich ihres Gesichts bemächtigt und das hat sie den Ankommenden zugewandt. Weder Schadenfreude noch Mitleid strahlt sie aus, nur reine Freundlichkeit. Mit einer kurzen Geste bittet sie die drei hinein.

Der Tod geht nun vor und die beiden Alten folgen ihm mit gemischten Gefühlen. Vor einer großen Tür am Ende des Cafes bleibt der Führer stehen. Von innen wird geöffnet. Die zwei Greise sehen dem Vorangehenden über die Schulter, doch ist nicht viel zu erkennen. Es scheint ein langer Flur hinter der Pforte zu liegen. Langsam gehen sie hinein. Die Erwartung hat die beiden nicht erkennen lassen, dass sie plötzlich alleine sind. Zwischen zwei Wänden, die sich ein gutes Stück vor sie hinziehen, wandern sie vorwärts. Sie erkennen Bilder, die ihr Leben widerspiegeln. Darauf sind die Häuser zusehen, in denen sie gewohnt haben. Seltsam, wie die Gefühle, die sie in den jeweiligen gehabt haben, sich in ihrem Inneren bemerkbar machen. Die Darstellung des verwunschenen Hains, in dem die Bank steht, greift ans Herz. Dort wurde die erste Liebe entfacht. Die alte Scheune, in der die Prügelei mit dem Schulkameraden stattfand. Jetzt drückt die Schuld, denn der Junge war unschuldig an der dort verabreichten Strafe. So erscheinen die Bilder und schmerzen oder wärmen. Dann stehen sie in einem Raum, dort erkennen sie die Menschen, die sie auf dem Lebensweg begleitet haben. Freunde, Feinde, Arbeitskollegen, Nachbarn und entfernte Bekannte, die zu ihrem Leben beigetragen hatten. Doch diese Menschen scheinen einem 3D-Film gleich in dem Raum zu schweben. Eine Zeit lang bleiben sie stehen und sehen dem Treiben zu. Auch hier sind sie sich der Gefühle bewusst, die sie mit dem jeweiligen verband, den sie gerade ansehen. Doch nach einigen Minuten oder waren es Stunden, hier ist Zeit keine Maßeinheit mehr, verdunkelt sich die Wand und es ist nichts mehr zu sehen. Dafür kommt von vorne der Tod. Er nimmt sie wortlos an der Hand und führt sie in einen abgedunkelten Raum. Dort leitet er sie zu einer Bank, die ganz einsam dort steht. Es ist die Bank, auf der sie vor der Stadt gesessen haben, als sie dem neuen Begleiter begegneten.

„So, das ist das Gericht“, bemerkt Greif flüsternd, nachdem der junge Mann sie verlassen hat. „Hätte nicht gedacht, das es so kommt.“

„Ich auch nicht. Jetzt kommt die Abrechnung“, raunt Adler zurück.

„Sie können froh sein, so wie sie erzählten, hatten sie nur mit Kultur und Kunst zu tun. Da brauchen sie sich bestimmt keine Angst zu machen. Bei mir sieht das anders aus. Mein Ende habe ich mir anders vorgestellt und dem entsprechend gelebt. Der Gedanke von einer Gerichtsverhandlung am Ende meines Lebens war nie vorgekommen.“

„Wie können sie so etwas sagen“, wirft Adler ein, wobei seine Stimme etwas lauter wird. „Ich muss für mein Leben auch einstehen. Was da angefallen ist, wird sich zeigen.“

„Ich frage mich nur, warum wir hier zusammen sind. Es ist mein Leben, das hier endet, was habe ich mit ihnen zu schaffen?“

Adler springt auf und wendet sich seinem Nebenmann entrüstet zu. „Dasselbe kann ich auch fragen. Ihre Sünden sind nicht die meinen, die können sie alleine ausbaden. Ich gehe wieder.“

„Versuchen sie es“, lacht der andere. „Der Tod lässt keinen frei, wenn er ihn einmal in seinen Krallen hat.“

„Das werden wir sehen.“

Adler dreht sich um, doch dort ist nichts zu sehen, keine Tür, keine Wand aber auch kein Weg, Boden oder etwas worauf man laufen kann, einfach nichts. Ob dieser Ausweglosigkeit wendet er sich erbost Greif zu.

„Sie haben mir doch vorgeschwärmt, dass sie immer alles in der Hand hielten. Nun zeigen sie es mir.“

„Beruhigen sie sich meine Herren“, kommt die Stimme des Todes aus dem Hintergrund und kurz darauf tritt er zu ihnen. Seinen Anzug hat er mit einer grauen Robe getauscht. Alles ist nun grau in diesem Raum oder wie man diesen Ort auch immer nennen mag.

„Sie sind der Richter?“ fragt Greif.

„Nein, ich bin nur der Moderator.“

„Was moderieren sie denn? Sollen wir hier eine Talkshow abziehen“, bemerkt Greif mit einem aggressiven Unterton.

„Ich hab mit dem Herrn hier neben mir nichts zu tun“, wirft Adler ein, auch er hat sich nicht beruhigt.

„Sie haben es nur noch nicht gemerkt“, beruhigt der Moderator.

„Was haben wir noch nicht gemerkt?“ fragen beide gleichzeitig.

„Sie denken die ganze Zeit, die sie in dieser Stadt sind, dass sie sich vollkommen fremd sind.“

„Das sind wir auch“, bemerken sie unisono. „Und wir suchen jeder etwas für sich.“

„Das stimmt, doch sie haben es im Grunde schon gefunden, es nur noch nicht bemerkt.“

„Erklären sie sich, mein Herr“, faucht Adler.

„Sie glauben, sie sind zwei einzelne Individuen, doch das stimmt nicht. Sehen sie sich doch an. Die ganze Zeit, die sie hier in der Stadt verbrachten, war der andere der Spiegel des einen. Sie sind eine Person.

Greif lacht laut: „Unsinn, wir grundverschiedene Menschen, die sich hier durch Zufall getroffen haben.“

„Nein, sie sind eine Person, die sich hier, im Anblick des Todes noch einmal klar wurde, wie gespalten ihre Persönlichkeit war. Kultur, Politik, Management, Kunst, alles lässt sich verbinden. Sie sind die zwei Seiten einer Medaille.“

„Nein, das kann nicht sein“, bemerkt Adler. Sein Ärger ist einer Skepsis gewichen, die er nicht erklären kann. Etwas in seinem Inneren sagt ihm, dass es so sein könnte. „Aber wir sind nach hier gekommen, um jemanden zu finden.“

„Dazu kommen wir noch. Noch etwas Geduld.“

Damit ist die graue Gestalt auch wieder verschwunden. Adler und Greif sehen sich an, es stimmt, sie sind Spiegelbilder. Doch kann man mit einem Spiegelbild reden, wie mit einem anderen Menschen? Das ganze Leben lang waren sie in ihre jeweilige Rolle so stark eingebunden, dass sie die Parallelität nicht erkannten. Es waren zwei Leben in einem Körper. Doch dieses Leben endete gerade. Als Adler kann man Hoffnung auf einen guten Ausgang haben, doch als Greif sinken die Hoffnungen. Welcher Teil wird zum Tragen kommen? Wiegt das eine das andere auf? Fragen über Fragen, die nicht alleine zu beantworten sind.

Plötzlich, wie verschwunden taucht die graue Gestalt wieder auf. „Haben sie es eingesehen?“

„Es fällt schwer. Da sind doch auch zwei Namen, zwei Vergangenheiten, zwei Lebensläufe an zwei verschiedenen Orten.“

„Die Namen sind nur willkürlich erdacht, sie wollten den jeweilig anderen irritieren. Die Lebensläufe lagen nebeneinander. Doch nun vereinigen sie sich.“

„Und jetzt heißt es sich erklären und rechtfertigen?“

„Hier gibt es keine Rechtfertigung, sie sind für sich verantwortlich und erklären müssen sie sich auch alleine.“

„Ich dachte, ich muss mich hier vor Gott rechtfertigen? Wer und wo ist dieser Gott?“ Greifs Identität hat in diesem Augenblick den Vordergrund eigen.

„Die Frage ist falsch. Nicht wer ist Gott, sondern was ist Gott. Und einen Gott als Gestalt gibt es hier nicht, es ist nur die Bezeichnung der Menschen für etwas, das sie nicht begreifen. Genauso ist es mit Allah, Jahwe, Krishna, Manitu oder all die anderen Namen.“

„Und was ist dann Gott?“

„Gott ist der Kosmos. Es ist alles. Die Materie des Alls, die geistige Energie der Menschen auf der Erde und auf den anderen euch fernen Planeten.“

„Dann sind wir Gott?“

„Wenn du so willst. Ein Teil oder auch alles, je nachdem wie du es siehst.“

„Ich werde jetzt ein Teil Gottes.“

„Nein, du bist immer eines gewesen. Alles was du in deinem Dasein als körperlicher Mensch getan, gedacht oder geträumt hast, ist in die Energie des Kosmos eingegangen, nach deinem Willen gestaltet, im Verein mit allen anderen lebenden oder gelebt habenden Menschen.“

„Es gibt keinen Schöpfungsakt?“

„Doch, der Kosmos wurde erschaffen von einer allgewaltigen Kraft. Doch die kreative Komponente entstand oder vielmehr entsteht noch immer im Dasein der Menschen.“

„Dann ist diese Kraft also Gott?“

„Nein, jedenfalls nicht so wie die Menschen es zu erklären versuchen. Diese Urkraft ist autark. Sie hat die Materie erschaffen, mit all ihren verschiedenen Elementen. Aus diesen hat sich alles zum Kosmos entwickelt. Auch die geistige Welt, die aus dem Zusammenspiel der elementaren Kräfte hervorging und in einem unendlichen Gebilde zusammenfindet. Alle geistige Energie, die jemals entwickelt wurde, sammelt sich, wird größer und komplexer.“

„Das heißt jedes Wort, ob gut oder böse, geht in diese Energie mit ein. Sie wird dort bewertet.“

„Nein, es gibt keine Bewertung. Es entwickelt sich so, das alles zusammen passt. Wie in einem gigantischen Puzzle. Steine die nicht passen, werden zuerst einmal beiseite gelegt. Sie stehen im Abseits und haben keine Funktion im Zusammenspiel, bis dann irgendwann die Lücke kommt, in die er passt.“

„Dann ist es egal, ob ich im Leben gut bin oder böse? Nach meinem Tod wird alles relativiert.“

„Ja, so ähnlich. Doch ein Leben, das den Zusammenhalt fördert, hat gleich einen Platz in dem Puzzle. Es nimmt sofort an der koordinierten Existenz des Geistes teil. Destruktives Leben findet dagegen nur sehr schwer einen Platz. Vergleich es etwa mit dem Begriff Fegefeuer in der christlichen Kirche. Warten auf einen Platz.“

„Und wo ist die Hölle?“

„Die gibt es nicht im Sinne der Religionen. Nur böse Geister finden ihren Platz natürlich später dann auch nur in einem angemessenen Umfeld.“

„Quasi Teufel unter Teufeln.“

„Wenn du so willst. Es ist eine zu einfache Umschreibung, doch als Bild geeignet.“

„Und du ordnest die Ankommenden ein? Du bist der Platzanweiser?“

„Nein, ich sagte schon, ich bin nur der Moderator. Ich unterstütze die Selbsteinschätzung der Ankommenden. Jeder der kommt, muss sich über seine Vergangenheit klar werden. Er lernt sich eigentlich hier erst richtig kennen. Selbstkritik ist das Lösungswort.“

„Deswegen die gespaltene Persönlichkeit vorhin. Ich habe mit mir selber mein Leben diskutiert. Doch ich bin bis jetzt nicht zu einem Ergebnis gekommen.“

„Deswegen sind wir noch hier. Bei dir ist es sehr schwer eine Beurteilung zu formulieren. Dein Leben lief in parallelen Bahnen, die sehr weit von einander entfernt lagen. Du bist dir eben selber darüber im Klaren geworden. Wir müssen noch weiter suchen, ob wir einen Konsens finden.“

„Wir waren doch hier auf der Suche nach X und Y. Es hat uns ja regelrecht hierher getrieben, sie zu suchen. Doch das ist uns nicht gelungen. Wir waren uns im Klaren darüber, dass diese Begegnung mit unserem Leben abschließt. Und jetzt ist es vorbei, ohne sie gefunden zu haben.“

„Es ist noch nicht vorbei. Da ist noch Einiges, was es zu klären gäbe. Du bist noch nicht am Ende der Probleme. Es gilt noch etwas aufzuarbeiten.“

Der Graue steht auf, fordert die Zwei, die immer noch in den getrennten Gestalten auftreten, mit einer Geste auf, ihm zu folgen. Sie gehen durch einen starken Nebel, der alles zu verschlingen scheint. Nach kurzer Zeit kommen sie an ein Fenster, das den Blick in ein Atelier freigibt. Dort arbeitet ein Maler an einer Staffelei. Aus einer Ecke tritt ein Mann hinzu.

Adler, der die Szenerie mit weiten Augen verfolgt, zeigt auf diesen Mann und ruft: „Da ist er, das ist Y.“

Doch in dem Atelier hat niemand den Ruf gehört. Der Künstler arbeitet konzentriert und bemerkt den Angekommenen scheinbar gar nicht. Sein Sujet ist nicht zu sehen, es bleibt dem Zuschauer verborgen. Der Gast tritt hinter den Maler und betrachtet dessen Werk. Er klopf ihm auf die Schulter, worauf der erschrocken umsieht. Die Beiden diskutieren das Bild und sind dabei unterschiedlicher Ansicht, was man an der Gestik der Zwei eindeutig erkennen kann. Es kommt nach kurzer Zeit zum Streit. Y ergreift ein Messer, das neben der Staffelei auf einem kleinen Tisch liegt. Mit diesem sticht er immer wieder auf das Bild ein, das nach kurzer Zeit zerfetzt in dem Rahmen hängt. Der Künstler steht geschockt daneben und ist unfähig die Raserei zu stoppen. Als der Rahmen abrutscht, greift er ein und will ihn auffangen. Doch der andere fällt ihm in den Arm. Es kommt zu einer Rangelei, bei der die Kontrahenten umfallen. Der Maler liegt unten und wird nun von dem über ihn liegenden Mann mit dem Messer bedrängt. Auf einmal schnellt die Hand mit der Waffe nach oben und schießt sofort auf die Brust des Wehrlosen zu. Die Zuschauer glauben schon das Blut spritzen zu sehen, doch wie ein Wunder stoppt die Spitze einige Zentimeter über dem Körper. Der Angreifer bekommt einen ungläubigen Ausdruck im Gesicht. Mit weitem Schwung wirft er das Messer in eine Ecke. Er rollt sich von dem Gegner und bleibt einige Augenblicke, genau wie der andere, auf dem Boden liegen. Er rappelt sich auf und hilft dem Maler auch auf die Beine. Dann dreht er sich zur Seite und an seinem zuckenden Körper erkennt man, dass er heftig weint.

Adler hat sich nach hinten zurückgezogen. Sein Gesicht ist ganz fahl geworden, es scheint durchsichtig zu sein. „Das habe ich gesucht“, stammelt er. „Das war der Anstoß. Immer musste ich meinen Willen und meine Ansichten bestätigt sehen. Was mir nicht gefiel, sollte auch keinem anderen gefallen. Dann kam es zu dieser Begegnung hier. Der Maler war auf

dem Weg, ein ganz großer zu werden, er war mein Freund. Ich versuchte ihn in eine bestimmte Richtung zu bringen, doch er wollte nicht hören. Seinen eigenen Weg wollte er gehen, er meinte, Gegensätze würden die Kunst beleben. Doch die wollte ich nicht. Da bin ich zu ihm hin und wollte ihn unter Druck setzen. Das dann das Messer ins Spiel kam, war ungewollt. Doch als ich dann dort auf dem Boden lag, sein Leben in meiner Hand, war ich fast soweit, ihm dieses zu nehmen. Doch rechtzeitig kam ich zu Sinnen. Seit dem Tag lief mein Leben anders. Nie wieder wollte ich uneingeschränkt Recht haben. Alles musste hinterfragt werden. Kritik war gefordert und erwünscht. Und nun zum Ende meines Lebens wollte ich von mir selber die Absolution bekommen. Y war eine Reflexion auf mich selber.“

Nachdem Adler diese Worte gesprochen hat, scheint sich seine Gestalt im Nebel aufzulösen. Nur Greif steht noch vor dem Fenster, das jedoch nun leer ist.

„Deshalb hat er Y gesucht? Nur um zu sehen, das er in der Lage war, sich zu beherrschen?“

„Ja, so ist es. Diese Situation hat sein Leben gedreht. Er war identisch mit der gesuchten Person. Er hat nicht ihn gesucht, sondern sich. Komm, gehen wir noch ein Stück.“

Wie Geister schweben sie in dem Nebel in eine unbestimmte Richtung. Nach kurzer Zeit erscheint ein anderes Fenster. Auch hinter diesem ist ein Szenario. Es ist eine einfache Kammer. Die Einrichtung ist ärmlich, nur blankes Holz, einfach gezimmert. Auf einer Bank sitzt ein Mann, er trägt eine Soldatenuniform. An den Besätzen ist zu erkennen, dass es sich um einen Soldaten der deutschen Wehrmacht handelt. Er hat seinen Rucksack auf den groben Tisch gestellt und sucht in diesem etwas. Nach kurzer Zeit zieht er eine Konservendose heraus. Und dann noch ein großes Stück Brot. Die Sachen gibt er, nachdem er die Büchse geöffnet hat, einem kleinen Mädchen, das schräg hinter ihm in einem zerschlissenen Sessel sitzt. Das Kind fängt gierig an zu essen. Plötzlich geht auf der Seite eine Tür auf. Ein weiterer Soldat, ein mit Orden dekoriertes Offizier, kommt herein.

Greif greift sich an den Kopf, als die Gestalt auftaucht.

Diese geht sofort zu dem Mädchen und reißt ihr das Essen weg und schleudert es in eine Ecke. Der Soldat versucht es zurück zu holen, doch wird er sogleich herumgerissen. Was der Vorgesetzte ihm sagt, ist nicht zu verstehen, doch sein Gesicht ist vor Zorn verzerrt. Dann zieht er aus der Gürteltasche seine Pistole und zielt auf das Kind, das sich verängstigt in die kargen Polster drückt. Der Soldat sieht das, und wirft sich vor das Kind. Über die Schulter redet er mit seinem Vorgesetzten. Dieser hört jedoch nur ganz kurz zu, dann feuert er mit seiner Waffe auf den Untergebenen. Nachdem der getroffen ist, es ist ein Einschussloch unter der linken Schulter sichtbar, fällt er zur Seite und das Mädchen sitzt ungeschützt vor dem Schützen. Deren Augen sind angsterfüllt weit aufgerissen. Sie murmelt einige Worte, die der Offizier ignoriert. Ohne Skrupel schießt er dem wehrlosen Opfer in den Kopf. Man sieht die Tote noch aus dem Sessel fallen, doch dann ist die Szenerie auch schon verschwunden.

Greif steht stocksteif vor dem Fenster. „Den habe ich gesucht. Ich muss mit dem Schwein abrechnen“, stammelt er, greift in die Tasche seines Mantels und zieht die Pistole. Doch wen soll er damit attackieren, es ist nur noch sein grauer Begleiter da. Der sieht ihn wortlos an.

„Wo ist der hin?“ flüstert Greif.

„Das hab ich mir gedacht, du hast es verdrängt. Doch es hat immer dein Leben bestimmt, wenigstens die eine Seite deines Charakters.“

„Das war ich, jetzt fällt es mir wieder ein. Nein, es hat mir keinen Spaß gemacht, doch was getan werden musste, das musste ich tun. Es war Krieg und die Gesetze aufgehoben.“

„Du irrst dich. Diese Gesetze sind nie aufgehoben, nirgendwo. Es ist immer ein Verbrechen, egal was darüber gesagt wird. Wer einen Menschen tötet, nimmt ihn aus der Gemeinschaft, die ihn dringend braucht. Der Getötete hat nicht die Gelegenheit seinen Geist zu erweitern und damit den des Kosmos“

„Jeder ist zu ersetzen, sogar ich. Das hätte ich nie gedacht.“

„Im Leben vielleicht, doch mit dem Tod unterbricht die geistige Energie, die nicht mehr gefüllt werden kann, mit Erkenntnissen und Fragen. Wer jemanden anderen tötet, bringt sich selber zu einem Teil um. Denn jeder ist ein Teil des Ganzen. Wer sich einen Finger abschneidet, zerstört dieses Glied, doch schadet zugleich auch den ganzen anderen Körper. Du hast dich selber umgebracht in dieser Szene.“

Greif braucht einige Sekunden, um das zu verarbeiten. Plötzlich reißt er die Pistole hoch und schießt sich in den Kopf. Der Knall ist durch den Nebel arg gedämpft. In seinem Kopf ist ein großes Loch, doch seine Augen sind noch wach.

„Du kannst dich nicht mehr umbringen. Du bist schon eine Weile tot. Diese Sünde, welche die Mutter aller deiner Sünden war, wird dich von nun an ewig belasten“, flüstert der Graue und lässt ihn dann alleine im Nebel stehen.

Ende